

# Frauenleben im Weltkriege



von

Murel von Büchen

---

Im Xenienverlag zu Leipzig







117915.4026

# Frauenleben im Weltfriege

Von

Marel von Tüchen



---

Im Kenien-Verlag zu Leipzig  
1 9 1 5

Alle Rechte vorbehalten.  
Copyright 1915 by Xenien-Verlag zu Leipzig.

- Walter. 561

# V o r s p r u c h

Frauenleben und Krieg, — zwei grundverschiedene Welten.

In jener herrscht die Liebe zum Leben, zum schönen, trüben, törichten, klugen, leichtsinnigen, traurigen Leben. In der Welt des Krieges herrscht Lebensverachtung. —

Es gab eine germanische Urzeit, wo auch das Weib wehrhaft war und gemeinsam mit dem Mann ins Feld rückte; es gab eine Heldenjungfrau von Orleans; eine Kaiserin, der ihre Magyaren säbelschwingend zuriefen: „Es lebe Maria Theresia, unser König!“, und in den Freiheitskriegen offenbarte sich ein Tambour der Lützower Schar, dem eine Kugel den Schenkel zerschmetterte, als das Mädchen Eleonore Prochaska, aber das ist Vergangenheit, das sind Ausnahmen, und auch die sprichwörtliche Vorliebe mancher jungen Damen für buntes Tuch, jetzt für Feldgrau, die Betätigung als Fahnenmutter oder als Stütze des Vaterländischen Frauenvereins setzt keine Neigung für den männermordenden Krieg voraus. — Wie in der Kindheit der Weihnachtsmann dem Knaben Bleisoldaten, Säbel und Gewehr, dem Mädchen eine Puppe bringt, so heißt es später: Dem Mann der Staat, der Frau die Familie.

Der Krieg, der unbarmherzige Gewalthaber, achtet aber nicht die Schranken des anderen Reiches, des Frauenlebens. Der Krieger zieht hinaus, um Haus und Herd, Weib und Kind zu schützen; wo dies nicht gelingt, wo der Feind ins Land dringt, schwingt der Krieg seine Geißel auch über den Frauen. Wenngleich nicht alle Soldaten Kosaken sind, bleibt dennoch des Jammers die Fülle für

die, denen der wilde Kriegsturm das Nest zerstört, zerschlägt, oder für jene, die freiwillig aus der Heimat fliehen und dann wie bange Vögel im Sturm hin und her flattern. Die belgischen, französischen, polnischen, serbischen Frauen wissen vom Krieg ein graufiges Lied zu singen, aber auch unsere Schwestern in Ostpreußen und Oberelsaß. — Nicht minder hart trifft der Krieg die Ansiedler im fremden Land. Sinnlos höhrend tritt er plötzlich an sie heran, raubt ihnen ihr Eigentum, und wie manche Frau hat draußen namenlose Hölleangst in der sie umloodernden Blut fanatischen Völkerhasses erduldet.

Alle diese mögen mit Neid auf die Mehrzahl der deutschen Frauen blicken, die im wohlbeschützten Land dem schrecklichen Unwetter gewissermaßen aus der Ferne zuschauen, aber der Neid ist nicht ganz begründet. Auch aus dem von Kriegsgreueln unberührten Lande tönt ein leises, verhaltenes Schluchzen, es schämt sich vor dem hellen Tage, aber es kündigt, daß der Krieg auch hier unzähligen Frauenherzen blutige Wunden geschlagen hat. Die Angst- und Leidenstränen der Mütter, Frauen und Bräute sind ein Opfer am Altar des Vaterlandes, das dem versprochenen Heldenblut der Krieger an innerem Schmerzensehalt nicht nachsteht. Abgesehen davon, daß die Kriegsbegeisterung beim Mann von den ersten Bleisoldaten an durch das Spiel, dann durch die Schule, im Heer, in Vereinen gepflegt und genährt wurde, findet der Mann im Kriege selbst einen Halt an seinem mutigen Führer, an tapferen Kameraden, und durch wie arge Drangsale auch gerade dieser Krieg mit seinen endlosen Stellungskämpfen alle Streiter führte, die Not selbst erzeugt eine Suggestion, die alle Not und sogar den Selbsterhaltungstrieb überwindet.

Des Lebens Ängste, er wirft sie weg.

Hat nichts mehr zu fürchten, zu sorgen.

Dieser Spruch gilt, wieviel grausamer auch der Krieg im Zeitalter der Naturwissenschaft und Technik, als im Zeitalter Wallensteins sich gestaltet hat, noch immer zu Recht für den Soldaten.

Seelisch erduldet die liebende Mutter, das treue Weib meist stärkere Leiden, als der Krieger. Im Gegensatz zu diesem ist das Leben der Frau mehr oder weniger abgeschlossen, eingeschnürt von allerlei Fesseln, und wenn sich auf dieses Leben zentnerschwer das Bangen senkt vor einer Schauerwelt, an die der Blick nur von ferne rührt, so ist dies ein fast unerträglicher Druck. Das Herz müht sich, Brücken der Sehnsucht und Liebe in die unbekannte Ferne zu bauen, die Gedanken eilen auf diesen hin und her, aber die Brücken schwanken. Mit Fieberdurst harret die Frau täglich auf Nachricht, mit Entsetzen liest sie in der Zeitung von immer neuen Schwierigkeiten, mit klopfendem Herzen durchforscht sie die Verlustlisten nach dem einen geliebten Namen, und jeder Tag spannt ihre Kraft auf die Folter der Ungewißheit. — Sie haben ihre Leidensopfer auf dem Altar des Vaterlandes dargebracht, nicht freudig, — das wäre gegen die menschliche Natur, — aber mit dem Bewußtsein einer hohen Pflichterfüllung, oft mit stolzer Begeisterung. Glänzend hat sich ein Wort Bismarcks erfüllt, das er bei einem Besuch von Frauen und Jungfrauen aus Hessen und der Pfalz sprach: „Hat der deutsche Reichsgedanke einmal die Anerkennung der deutschen Weiblichkeit gefunden, dann ist er unzerstörbar. Ich sehe in der Tradition der deutschen Mutter und Frau eine festere Bürgerschaft für unsere politische Zukunft, als in irgendeiner Bastion unserer Festungen. Mein Vertrauen auf die Zukunft beruht auf der Stellung, welche die deutsche Frau genommen hat. Die Überzeugung einer Frau entsteht nicht so leicht, sondern langsam, entstand sie aber einmal, so ist sie weniger leicht zu erschüttern.“

Als unsere Frauenwelt plötzlich staunend erkannte, daß die von unserem Altreichskanzler erbaute Burg, in der wir seit 44 Friedensjahren uns einrichten konnten, die uns Sicherheit und steigenden Wohlstand gewährte, Güter, die das Frauenherz als große Wohltaten schätzt, daß dieses Bollwerk von heimtückischen Gewalten umzingelt und bedroht wurde, als unser seit über 25 Jahren als Friedens-

hort erprobter Kaiser, den unsere Frauen ganz besonders wegen seiner Friedensliebe verehren und lieben, sich gezwungen sah, sein Volk zum Kampf der Notwehr zu rufen, da stand bei den Frauen aller deutschen Lande auch die Überzeugung fest, daß das Recht auf unserer Seite war, und diese Überzeugung überwand auch bei dem zarten Geschlecht den Abscheu vor dem Blutvergießen, ließ sie die Furcht vor allen Leiden unterdrücken, um den Latendurst unserer Krieger nicht zu dämpfen, sondern zu heben. — Damit beginnt die tätige Teilnahme der Frauen an diesem ersten großen Krieg des Deutschen Reichs, doch eine andere war längst vorangegangen.

Der Mann bildet und formt die Welt, aber das Weib bildet den Mann. Wenn trotz des langen Friedens und mancher verweichlichenden Einflüsse im Augenblick der Gefahr das deutsche Volk eine tiefere Gesundheit zeigte, wenn der seelische Mut, das Pflichtbewußtsein, die Vaterlandsliebe in Deutschlands Söhnen in gleicher Weise, wie 1813 und 1870, aufflammten, so haben dazu Viele mitgewirkt, aber sicher auch die deutschen Mütter.

Das Kriegswesen liegt Frauen im allgemeinen fern, aber das Ansehen des Kriegerstandes ist bei uns ein ganz anderes, als bei unseren Feinden. Es ist oft darüber geschert worden, daß zarte Hand bei Bällen vor allem die etwa vorhandenen Uniformen mit Kotillonorden schmückte, aber daß diese Vorliebe für den Kriegerstand in unserem Volke lebt, brauchen wir nicht zu bereuen, denn dieses Ansehen hat den ganzen Stand gehoben, und unsere Krieger haben sich dieses Ansehens in der Stunde schlimmster Not würdig erwiesen.

Politik und Strategie liegen den Frauen fern, und dennoch oder eben deshalb waren sie von vornherein von dem Siege Deutschlands überzeugt. Hatten sie geheime Kunde von der Kriegskunst unseres Generalstabs, von den 42-Zentimeter-Mörsern, der Berwegenheit unserer Unterseeboote? Nein, aber sie hatten die volle Überzeugung, daß Gott der gerechten Sache zum Sieg verhelfen würde.

Unsere Frauen haben im Frieden nie aufgehört, aus dem unergründlichen Born der Religion Trost und Hoffnung zu schöpfen, jede deutsche Mutter führt ihre Kinder diesen Weg, aber für die Männer war er oft verloren, überwachsen vom Gestrüpp unentwirrbarer Zweifel und weltlicher Interessen. Je weniger die Frauen von den Machtmitteln Deutschlands wußten, um so mehr setzten sie ihre Hoffnung auf die Macht Gottes, suchten sie ihren Trost an dem Born des Glaubens. Sie gingen in Scharen und drängten ihre Söhne und Gatten mit dorthin. Unter den Schritten dieses Massenpilgerzuges wurde das Gestrüpp der Zweifel zertreten, und ein königlicher Weg tat sich auf nach dem alten Born des Schönsten und Besten. Erquickt mit seinem Wasser des Lebens, dem köstlichen Trank der frühen Jugend, mit Gottvertrauen und der Ergebung in Gottes Willen rückten unsere Krieger aus — nicht zu einem Feldzug, nein zum Kreuzzug gegen den vielköpfigen Feind, stürmten sie mit sieggebietendem Hurra in den höllisch blitzenden Tod, erduldeten sie ohne Murren die unsägliche Mühsal.

Vieles wurde in diesem Krieg zur Waffe gemacht: Die goldene Gedankenarbeit der Kriegskunst und Kriegstechnik, die Naturkraft des physischen Mutes, die technische Leistungsfähigkeit unserer Fabriken, germanischer Erfindungsinn, wie die germanische Fähigkeit im Aushalten von Strapazen, doch auch alles, was hold und herzlich ist im Deutschen: Religion, Poesie, selbst die Sprache wurde im Kampfe gegen die Feinde aufgerufen, vor allem aber die Menschenliebe, das soziale Gewissen.

Hart neben der Welt des tobenden Männerzornes, der klaffenden Wunden und brechenden Augen zeigt der Krieg in der heilenden, pflegenden, tröstenden Tätigkeit der Liebe eine Welt voll sittlicher Schönheit. Hier ist das eigentliche Reich der Frau.

In der Krankenpflege sind Frauenherz und Frauenhand unentbehrlich und unerseßlich. Der Andrang namentlich unserer jungen Mädchen zur Fahne des Roten Kreuzes

bei Ausbruch des Krieges bildete einen herrlichen Afford mit dem dröhnenden Ansturm der Kriegsfreiwilligen zum Heere. Dieser Ton klang fort in der Tätigkeit, die die deutschen Frauen bei der Errichtung von Lazaretten in allen Städten entwickelten, in ihren Bemühungen, die armen Verwundeten zu pflegen und ihnen einige Blümlein auf den Leidenspfad zu streuen.

Eine ebenso wichtige Pflicht war die Fürsorge für die Angehörigen jener waderen Krieger, die nichts besaßen, als ihre gesunden Glieder, und mit diesen dem Vaterlande alles darbrachten, was sie besaßen. Frauen waren es meistens, die das Geld sammelten zur erforderlichen Ergänzung der staatlichen Kriegsunterstützung der Familien, welche Kriegsküchen einrichteten und hier billiges Essen bereiteten, die mit Rat und Tat, mit Hilfe, Trost, Mitleid eingriffen, wo es not tat.

Solche Arbeit entbehrt des heroischen Schimmers, und noch weniger umweht dieser die Sammlung und Herstellung von Liebesgaben, wie sie in Mengen an die ausgeraubten Ostpreußen und dauernd an unsere Krieger im drohenden Todesgraus abgingen, und doch wieviel weiche Begeisterung, wieviel liebevolle Wünsche, wieviel Heldenverehrung wurde in die Millionen Strümpfe, Stauschen, Schals von zarter Hand hineingestrickt:

Die Nadeln klappern in der Hand,  
Zwei links, zwei rechts, ein langer Rand.  
Gott schenke euren Waffen Sieg,  
Daß bald beendet sei der Krieg!

Selbst die kleinen Schulmädchen machte der märchenhaft dem Grab entstiegene Strickstrumpf mobil, und ihre Augen leuchteten stolz auf in dem Bewußtsein, fürs Vaterland zu stricken.

Es war ein anspruchsloses Wirken, das auch allgemein als selbstverständlich angesehen wurde, ebenso wie die Geldspenden, die mit gleicher Opferwilligkeit, wie 1813, auch von Frauen und Mädchen, flossen; aber der Geist, in dem die Liebestätigkeit verrichtet wurde, hat diese geadelt, und

ob von ihr kein Lied, kein Heldenbuch meldet, ihre Bedeutung ist doch nicht zu unterschätzen. Selbst die geringe Liebesmühe, daß Frauen und Mädchen die ausrückenden und durchziehenden Truppen und die Verwundeten an den Bahnhöfen bewirteten, so daß mancher Soldat sich wie ein reisender Prinz fühlte, hat viel dazu beigetragen, den köstlichen Kriegshumor zu wecken, der nachher aus den öden, kugelumschwirrtten Schützengräben und Erdhöhlen weiter hervorblickte.

Das typische Frauenleben ist passiver und genießender Art. Diese Eigenschaften schätzt man als Frauentugend, und sie tragen vieles bei zur Erwärmung des deutschen Heims, andererseits gedeihen unter ihrer lauen Wärme in der Abgeschlossenheit von der Welt mit ihren Umwälzungen manche Gewächse, die wir heute nur noch als Unkraut ansehen können, wie Standeshochmut, Geldstolz und soziale Gleichgültigkeit. Der Krieg hat das Stilleben der Frau überall aufgestört; hier klopfte er mit unbarmherziger Stahlf Faust an die Pforte des schützenden Heims, dort lehrte er die Frau haushalten, wie die Krieger aushalten, mit Entbehrungen und Strapazen, dort forderte er den Mann zu den Fahnen und zwang der Frau die Zügel seines Geschäfts in die Hand, bei der ganzen deutschen Frauenwelt rüttelte der Krieg das Gemeinsamkeitsgefühl auf, und das mancher Frau und Mutter auferlegte Märtyrerinnenkreuz hat deren Seelen bedrückt und eben durch diesen Druck ihren Inhalt verbessert und veredelt. Der Sturm hat manche Seele vertieft und versunkene Schätze zutage gefördert.

Diese überblickende Betrachtung der Zusammenhänge zwischen dem Frauenleben und dem Weltkrieg 1914/15 möchte die folgenden Erzählungen ergänzen, in denen sich einzelne Frauenschicksale auf dem düsteren Hintergrunde des blutigen Völkerringens abspielen, und der Graus des Krieges sich in den Frauenherzen spiegelt, wie im Taupfen der Bliz. Durch den Donner des entfesselten Gewitters soll in diesen Erzählungen das Sehnen und Hoffen

der Menschenbrust klingen, und durch des geschilderten Kleinlebens Lust und Leid der hallende Schritt der Weltgeschichte. Daß der Krieg ein großes, vielleicht das größte Übel ist, darin werden die Frauen Deutschlands fast ohne Ausnahme einstimmen. Das deutsche Volk mußte dieses Übel auf sich nehmen, um einem größeren Übel vorzubeugen, und der Krieg wird durch die Sicherung unseres Vaterlandes, durch die Befestigung seines Friedens, für uns zu einem hohen Gute werden. Auch für manchen Einzelnen hat der opferreiche Krieg Segen gebracht auf dem einzig wichtigen, dem idealen Gebiete, und auch manche Frau ist an dem herben Erlebnis, an dem Kriege, stärker geworden. Unsere Erzählungen werden zeigen, wie manche Frau mit dem harten Kriegsgott gerungen hat, bis er sie segnete. Jedes Leiden führt im Stillen irgendeinen uns zugute kommenden Erfas mit sich; möge sich dies auch für die Leiden bewähren, die der Krieg dem Frauenleben brachte. „Denn zur Weisheit führet uns Zeus und heiligt als Gesetz, daß im Leiden Lehre wohne.“ (Äschylos.)

# Aus ihrem Kriegstagebuch

Frau Musikdirektor Krüger hatte ihre Wohnung aus dumpfem Sommerferienschlaf zu neuem gemütlichem Leben erweckt. „Hätte ich gewußt“, sagte sie stöhnend zu ihrem Dienstmädchen, „daß wir nach vierzehn Tagen wiederkehren würden, hätten wir die Reise lieber gar nicht gemacht.“ Gestern nachmittag um diese Zeit saß sie noch mit ihrem Gatten und ihrem siebzehnjährigen Sohn Siegfried zwischen Palmen und glühenden Geranien auf der Terrasse des Café du Nord in Genf, die Rhone rauschte zu ihren Füßen, Musik und Plaudern um sie her. Die Augen schweiften hier über die blaue Fläche des Sees, dort empor zu dem im Sonnenschein leuchtenden Schneescheitel des Montblanc, und heute, ach, schon wieder im alten Gleise! Ihr Gatte trat ein. „Na, Thea, wie fühlst du dich wieder zu Hause?“ „Wie Eva, als sie aus dem Paradiese vertrieben war“, antwortete sie, indem ein Lächeln ihr rosiges Gesicht unter dem ährenblonden Haar umspielte, „und dabei ist mir nicht einmal eine Sünde bewußt.“ „Krieg ist Krieg“, warf er hin. „Ich hätte so etwas nie erwartet“, fuhr sie fort, „bei der Friedensliebe unseres Kaisers.“ „Man kann zum Krieg gezwungen werden. Einmal mußte es losgehen“, erwiderte er. Sie lächelte: „Dann lieber heute als später, wenn Siegfried mit ins Feld muß. O Gott!“ Er spottete: „Das klingt, wie das Gebet beim Gewitter: Heiliger Sankt Florian, verschon' mein Haus, zünd' andre an!“ „Spotte nicht, Gustav!“ fuhr sie empor. „Willst du unseren letzten Sohn zum Kanonensfutter hergeben? Ich nicht!“ „Liebe Thea“, entgegnete er ruhig, „dann ist es allerdings besser, daß der Weltbrand schleunigst ausbricht. Übrigens

wird Theodor ins Feld müssen, wenn nicht ihn sein Herzfehler befreit.“ „Das wäre zu verschmerzen“, rief sie entschlossen, „für ihn ist es fast wünschenswert. Er könnte durch den Krieg ein anderer Mensch werden, und wenn er fiele, hätte er dem Vaterland gedient.“ Ein Seufzer entrang sich ihrer Brust, wie stets, wenn die Rede auf ihren ältesten Sohn kam. Sie hatten ihn einst Theodor getauft im Jubel über dies Gottesgeschenk, und welch ein Schattenkind war er geworden! Obwohl der Vierundzwanzigjährige heute einen eigenen Hausstand führte, verdunkelte er noch immer das sonst so lichte Leben seiner Eltern. Sein Vater hatte sich von ihm losgesagt, seine Mutter brachte dies nicht übers Herz, sie half ihm immer wieder aus den Geldverlegenheiten, in die ihn zweifelhafte Geschäfte und liederlicher Lebenswandel führten. Sie behandelte ihn mit Engelshuld, obwohl er diese weder verdiente noch würdigte. „Sollte Theodor ins Feld ziehen“, mahnte sie jetzt ihren Mann, „so mußt du dich vorher mit ihm ausfühnen.“ „Abwarten!“ sagte dieser und verabschiedete sich, da er heute abend noch in einer Kirche die Orgel spielen mußte. — Für Frau Thea hatten die plötzlich an ihrem blauen Himmel aufgetauchten Kriegswolken etwas unheimlich Bedrückendes. Was hatte sie gestern auf der Reise nicht schon alles vom Kriege gehört! Von Basel ab, wo sie zur Morgenstunde weiterfahren, war ihr Abteil nicht leer geworden von Reisegefährten, und alle, die Dicken und Dünnen, die Eleganten und Schäßigen, die Burgunder- und Wassergefichter sprachen nur vom Krieg. So redselig waren die Menschen nie gewesen. Wieviel Fragen, wieviel Ansichten, wieviele Gerüchte! „In Köln hätten französische Flieger die Rheinbrücke gesprengt“, „in Rußland herrsche Cholera“, „in Frankreich die Pest“, „die Reichsbank lehne den Ankauf von Wechseln ab“, und so fort mit Überzeugung und Zungeläufigkeit.

Ihre Seele war geschüttelt worden wie ein Kaleidoskop, und auch in Berlin war der ganze Rhythmus ein anderer, rüttelnderer geworden. Nein, der Krieg war etwas

Scheußliches, Widerwärtiges. Wenn sie auch für sich nichts zu fürchten brauchte, denn ihr Mann hatte ihr bestimmt versichert, daß Deutschland siegen werde, der Krieg war dennoch gewaltfame Unnatur, Störung, Umwälzung, sie haßte den Krieg. Und warum mußte er sein? Sie kümmerte sich sonst durchaus nicht um das politische Schachspiel, aber heute mußte sie sich doch wohl mal aus den Zeitungen unterrichten, sonst sah sie wie eine Gans im Vaterlande. Sie las und las, und ein wunderbares Licht ging ihr auf. Wie ein Stern erstrahlte ihr die Gerechtigkeit der deutschen Sache. Gewiß war sie auch früher überzeugt gewesen, daß Deutschland willkürlich keinen Krieg vom Zaun breche, aber was sie jetzt als Kriegsgrund erkannte, schlug ihrem sittlichen Empfinden ins Gesicht, erst jetzt sah sie es so deutlich, daß sie es mit den Händen zu fassen meinte, wie Deutschland zu den Waffen greifen mußte, um sein Fortleben zu erkämpfen. Gerade zog eine Schar Reservisten vorüber und sang „Deutschland über alles“. Ihre Seele sang mit. Sie trat ans Fenster. Mit den Tönen umschwärmten sie Bilder ihrer Mädchenzeit. Wenn ihr Vater das noch miterlebt hätte! Zu ihren Familienüberlieferungen gehörte die Tatsache, daß ihr Vater 1870 als sechzehnjähriger Bursche heimlich von Hause ausgekragt war, um mit den Truppen in den Krieg zu ziehen. Von solchen Eltern stammte sie; durfte sie da bei diesem Kriege teilnahmslos beiseite stehen? Wie die Blume nach dem Sonnenball, drehte sich ihr Wesen der alten Liebe, dem Vaterlande zu, sie hätte ihm einen glühenden Hymnus dichten mögen, doch ach, die Dichterschwingen waren so lang aus der Übung gewesen, nun wohl, so wollte sie ihre Gedanken und alle ferneren Kriegseindrücke in Prosa niederlegen, ein Kriegstagebuch wollte sie schreiben, so würde sie mit dem Volke teilnehmen an der großen Zeit. Gesagt, getan, sie schrieb Seite auf Seite und schloß den Bericht vom 31. Juli: „Oh, ihr fluchwürdigen Ränkeschmiede, die ihr die Kriegsbestie entfesselt habt, möge euer frevles Spiel zuschanden werden und die Rainsangst euch das Herz zu-

schnüren, bis ihr erstickt in den Qualen eurer Verworfenheit! Ich aber danke dir, o Gott, daß dieser Blutkelch an mir und den Meinen vorübergeht, daß wir von dem Sturm dieses Krieges unberührt bleiben.“

Wir wollen noch einige weitere Aufzeichnungen aus ihrem Tagebuch entnehmen:

1. August. Ich beredete Gustav zu einem Spaziergang unter den Linden. Gegen acht Uhr abends versammelten sich im Lustgarten tausende Menschen, wir mitten drin. Die Menge sang Vaterlandslieder, dann: „Ein' feste Burg ist unser Gott“. Mich litt es nicht mehr an meinem Platz, und da Gustav sich nicht vordrängen wollte, nahm ich von ihm Abschied und schlüpfte mittels guter Worte durch den Menschenknäuel bis in die vorderste Reihe dicht am Schloß. Nun stimmte auch ich in den begeisterten Gesang ein. Als das kernige Lutherlied verklungen, schmetterte mein Nachbar, ein Hüne von Gestalt, mit gewaltiger Stimme die Worte heraus: „Ich möchte meinen Kaiser sehen!“ Der Ruf pflanzte sich in der Menge fort, stürmisch brauste es: „Wir wollen unseren lieben Kaiser sehen.“ Da öffneten sich oben am Schloßbalkon die Türflügel, der Kaiser und die Kaiserin traten hervor. Mich durchschauerte es, als ich die ritterliche Gestalt unseres geliebten Kaisers in der schmucken Uniform der Kaiserjäger sah. Welche Verantwortung liegt heute auf seinen Schultern, welches Schicksalschwert schwebt über seinem Haupte! Er aber sprach mit fester Stimme: „Ich danke euch für die Liebe und Treue. Wenn es zum Kampf kommt, hören alle Parteiunterschiede auf, wir sind nur noch Deutsche.“ Oh, dieser edle Herrscher! Er soll sich nicht täuschen in der Liebe seines Volkes, auch ich will tun, was ich kann, und sollte Theodor ins Feld müssen, der Mutter wird ja der Gedanke schwer, aber der deutschen Frau darf kein Opfer zu kostbar sein. Ja, ich will, daß er ins Feld ziehe für Kaiser und Reich.

2. August. Heute morgen war Theodor hier, um mich wieder anzupumpen. Auf meine Frage, ob er ins Feld ziehe, antwortete er: „Da müßte ich doch eher nach Dall-

dorf“, und erging sich dann in schnodderigen Äußerungen über die Kriegsnot. Es war mir widerlich, seine rauhe Stimme zu hören, in der sich sein fortgesetztes Nachschwärmen verrät, und die seinem feingeschnittenen Gesicht Hohn spricht. Auf Grund seines angeblichen Herzfehlers ist er sicher, freizukommen und rühmt sich seiner Schlaubeit. Zum ersten Male haßte ich meinen eigenen Sohn, er aber wurde sehr ausfällig: „Du wöchtest wohl, um mich los zu werden, mich gern in dies große Schlachthaus schicken, denn nichts anderes ist dieser Krieg.“ Da ich mich nicht ganz unschuldig fühlte, gab ich ihm das verlangte Geld, und er ging, einen Gassenhauer pfeifend, davon, während ich weinte. So widerwärtig ist mir Theodor nie gewesen, wie heute. Nicht das geringste Gefühl für einen höheren Lebenszweck, selbst heute nicht, wo es sich um Sein oder Nichtsein von Deutschland handelt. Aber wieviele solcher Theodore gibt's in Deutschland? Ist nicht unsere Jugend in den Großstädten vielfach verweichlicht und morsch? Wird der Mut und die Kraft vorhanden sein, wie 1870? Oh, ich fürchte für mein Vaterland. — Nachher bin ich verschiedene Verbindlichkeiten für den Kriegsliebesdienst eingegangen. Wenn die Jugend dem Vaterlande kein Opfer bringen will, werde ich wenigstens helfen, soviel ich kann.

3. August. Ein gräßlicher Schicksalsschlag hat mich getroffen. Siegfried, mein Einziger, will sich freiwillig melden, und alle Vorkehrungen sind schon von ihm getroffen. Er kann ein Notexamen machen, und alle anderen Oberprimaner tun das gleiche. Heute abend rückte er damit heraus. Welch ein Auftritt! Gustav und ich setzten ihm mit allen Gründen und Mitteln zu, aber Siegfried ist über Nacht ein Mann geworden, der sich nicht durch Worte umstimmen läßt. Er will fürs Vaterland kämpfen, er will nicht den Buben hinter dem Ofen spielen, während andere sich in die Bresche stellen. Gustav machte dem quälenden Hin- und Hergerede ein Ende, indem er auf dem Klavier die As-Dur-Sonate von Beethoven spielte. Da erkannte ich, wie sehr meine Nerven gelitten haben. Die Musik er-

schütterte mich aufs tiefste, und bei dem wundervollen Satze Marcia funebre sulla morte d'un Eroe hatte ich eine Erscheinung. Ich sah in der Ede als leibhaftig ein schmales Weib in weißem Faltengewand. Ihr Blick war mild, so mild wie Jesusaugen, auf mich gerichtet, und ich hatte die Empfindung, als wüßte sie die Rose, die ich an der Brust trug; zugleich fühlte ich, daß ich ihr sie unmöglich geben könne. Da wurde ihr Blick immer ernster und strenger: Mosesaugen! Angstvoll riß ich die Rose von der Brust, um sie ihr zu geben, da war die Erscheinung verschwunden. Was mag sie bedeuten? Muß ich meinen Siegfried, meinen blonden Liebling, in seiner frischen, unverfärbten Jugendblüte mit all ihrer üppigen Lebensverheißung dem Vaterland opfern? Ach, ich bin keine spartanische Mutter, ich würde zugrunde gehen.

4. August. Heute nachmittag war ich im Reichstag auf der Tribüne und hörte den Bericht des Reichskanzlers über das Drama der letzten Tage. Unbeschreibliche Erregung. Die Schranken zwischen dem Haus und uns Zuhörern waren wie weggeblasen von dem Frühlingssturm einmütiger Begeisterung für unser gutes Recht. Auch England wird uns den Krieg erklären, so ist das Rudel Wölfe zusammen, und wir wissen von vornherein, woran wir sind. Wir müssen siegen, wir werden siegen oder untergehen. Oh, wie fühle ich mich emporgehoben über mein eigenes Ich. Wir haben Siegfried unsere Einwilligung gegeben. Wie mein Vater 1870, so soll jetzt mein Sohn aus freiem Willen für unser Volk kämpfen. Ich schenke dem Vaterlande, dem Liebsten, was ich heute kenne, meine Rose. Wenn Siegfried wiederkehrt, nehme ich ihn als neu geschenkt. So groß ist die Not, daß jedes Einzelweh in der Flut zerrinnen muß.

\* \* \*

Hier ist das Tagebuch zu Ende. Frau Thea ist nämlich im Kriegsliebesdienst so stark beschäftigt, daß sie keine Zeit mehr zum Schreiben findet. Das tapfere Frauchen ist

im Frauenverein und anderwärts fast unentbehrlich geworden. Ihr Wesen aber leuchtet. Nicht so sonnig, wie einst, mehr wie das Mondlicht, still und sanft. Möglich sogar, daß sie nachts weint. Sie ist ja keine spartanische Mutter, sondern eine echt deutsche. Neulich allerdings leuchtete sie einmal stolzer und glückseliger denn je: Ihr Siegfried hatte geschrieben, daß er gesund sei und das Eiserne Kreuz erhalten habe.

## Suoviens-toi! (Erinnere dich!)

Sommerregen, Blütenduft! Hier draußen, an der Waldstraße, eine halbe Stunde Wegs von der Fabrikstadt Mülhausen im Elsaß gaukeln die Schmetterlinge in den heißen Strahlen der Sonne, jubeln die Vögel, reifen die wogenden Kornfelder, und träumt der ernste, dunkle Tannenwald. Doch auch an der Waldstraße hat der Gewerbesleiß der emsigen Arbeitsstadt nochmals Posten gefaßt in einer großen roten Backstein-Baumwollspinnerei, neben der die schmutze, weiße Villa ihres Besitzers, des Herrn Mathieu Frank, prunkt. Die Spinnerei gehört nicht zu den ganz großen, die im Elsaß seit 1870 unter dem Schirm des deutschen Schutzzolls aufgeblüht sind, aber immerhin finden an die hundert Menschen hier ihr tägliches Brot, und tausende Spindeln drehen sich in rastlosem Tanz. Nur heute nicht. Obwohl ein ganz gewöhnlicher Samstag ist, feiert und träumt die Fabrik so gut wie der Tannenwald, denn wer mochte noch seinem friedlichen Tagewerk nachgehen? Mit unbarmherziger Gewalt war der vor wenigen Tagen aufgeflamnte Krieg in das Elsaß eingebrochen, von Altkirch bis vor die Tore von Mülhausen hatte eine wilde Schlacht getobt, Kanonendonner betäubte Handel und Wandel, ließ all die rollenden Räder und tanzenden Spindeln vor Schrecken erstarren, brach durch Fenster und Türen der Häuser und machte die Herzen in der Brust erbeben. Was sollte jetzt werden?

Diese Frage quälte auch die alte Dame, Frau Juliette Frank, die Gattin des Spinnereibesizers, die in dem Salon ihrer Villa nervös die Morgenzeitungen durchblätterte, dann diese fortwarf und innerer Unruhe voll das Zimmer

durchmaß. Sie war eine schlanke Matrone, ein leidender Zug umspielte ihr von ergrautem Haar umrahmtes, einst offenbar schönes Gesicht, und als sie zufällig bei ihrer Wanderung durchs Zimmer einen Blick in den Spiegel warf, erschraß sie selbst vor den tiefen Schatten, mit denen die Nachtwachen, Aufregungen und Schrecknisse der letzten Tage ihr Gesicht entstellten hatten. — Eine Kette schwerer Gedanken schleppte sie mit sich: Ihr blieb wirklich kein Anheil erspart. Nun noch dieser graufige Krieg, und sie so allein, fast noch verlassener, als die, die überhaupt keine Angehörigen besaßen! Gerade in solcher schweren Zeit sehnt sich das Herz der Frau nach dem Schutz des Mannes, aber zwischen ihrem Herzen und dem ihres Mannes lag ja ein Eisfeld von Erbitterung und Herzeleid. Oh, diese ihre Ehe! Wie glücklich war sie einst gewesen, wie glücklos geworden. War es ihre Schuld? Vielleicht hätte sie sich versöhnlicher zeigen können, als sie einst dahinterkam, daß ihr alter Mathieu geheime Katerstege schlich. Oh, sie hätte ihm vergeben, wenn diese plötzlich aufgetauchte Freundin aus Mathieus Junggesellenzeit wenigstens noch einige Vorzüge gehabt hätte; sie wußte ja, daß ihr Mann zur Rolle des biblischen Josef nicht taugte, aber daß er nun seine Mannesehre an eine alte Ex-Schönheit verschleuderte, das ging ihr zu nahe, eben weil sie ihren Mann von Herzen liebte. Seitdem hatte sie ihre Gefühle zu verfeinern gesucht, sie wollte ihrem Mann beweisen, daß sie auch ohne seine Liebe leben könne. Nun kam der Krieg, und sie hatte niemand, bei dem sie Halt suchen konnte in dieser alles umwälzenden Zeit. Allerdings blieb ihr noch ihre Tochter Helene, das einzige Kind, nachdem der Todesengel ihr zwei herzige Buben einst entführt. Oh, wäre sie doch bei ihnen droben! Was konnte ihr die Tochter sein? Zwar war sie schon Braut, aber doch noch ein flatterhaftes, oberflächliches Kind, und sie selbst war stets bestrebt gewesen, vor ihr den ehelichen Unfrieden zu verhüllen. Nein, sie stand ganz allein dem fürchterlichen, hartnäckigen Spuk, dem Krieg, gegenüber. Ehe, Heim, Liebe waren ihr geraubt.

Sie zuckte zusammen. „Was war das?“ Schmetternde Fanfaren klangen durchs Fenster. Brauste der Krieg schon an die Schwelle ihres Hauses heran? Ihr war, als ob die Luft sich verfinsterte, als ob die Flügel von tausend Geiern über ihrem Kopfe schlugen, sich fürchterlich herniedersenkend, alles verdunkelnd. Ihr Herz schrie stumm nach Hilfe, nach Schutz, nach ihrem Mann, eine wilde Sehnsucht war in ihr nach Versöhnung, nach Liebe. Da stürmte ihr Gatte ins Zimmer, ein großes Bild in schwarzem Rahmen unter dem Arm. „Mülhausen ist wieder französisch“, rief er, „die Franzosen haben die Schlacht gewonnen; ein ganzes Armeekorps rückt ein.“ Während dieser Worte hatte der leicht bewegliche Herr mit blühendem Gesicht unter schneeigem Haar einen Stuhl vor die Wand gerückt, das Bild des Deutschen Kaisers heruntergenommen, das im Goldrahmen den Salon schmückte, und das andere Bild an seine Stelle gehängt. Ein erstaunter Blick der Frau Frank, sie wußte genug, und eine heiße Welle der Entrüstung stieg ihr in die Kehle. „Schäme dich, du Judas“, schrie sie wild und eilte zur Tür hinaus. — „Bei diesem schwanken Rohr wollte ich Halt suchen!“ sprach sie bitter lächelnd zu sich selbst. Bleiche Erinnerungen stiegen gespenstisch aus ihrer Seele. Oh, sie kannte das Bild; es stammte sogar aus ihrem Elternhaus. Eine düstere Frauengestalt stellte es dar, mit leuchtenden Augen, mit der rechten Hand auf Trümmer und brennende Städte zeigend. Unter dem Bilde stand „Souviens toi!“ Schatten schwebten an ihren Augen vorüber. Sie sah sich selbst als kleines Mädchen von sechs Jahren, das sein Haupt in das Kleid der weinenden Mutter preßte, sie sah wieder die bleichen, blutigen Gestalten auf der Erde liegen, sah ihren ernstesten Pfarrer, der sich über die Leichen bückte, um ihnen die Augen zuzudrücken. Und ihren Vater sah sie wieder vor sich, den stillen, sinnenden Mann, der den Preußen nie vergessen konnte, daß sie 1870 seinen Sohn, ihren ältesten Bruder, einen hoffnungsvollen Jüngling, der damals in den Reihen der Franzosen kämpfte, totgeschossen hatten. Souviens toi! Oh, wohl erinnerte sie

sich der Vergangenheit, aber einen Rachefunken in der Asche zu wecken, wie es das Bild bezweckte, vermochte die Erinnerung nicht. Das schwache Flämmchen des Deutschenhasses, das einst ihr Vater in ihrem Kinderherzen entzündet, war ganz und gar erloschen, und gerade ihr Gatte hatte, je mehr seine Fabrik unter der deutschen Herrschaft sich erweiterte, um so mehr darauf gehalten, daß kein Fünkchen sich rührte, daß jede Beziehung zu dem alten Geschlecht zerschnitten, und in der Seele seiner Frau dem Stolz auf das deutsche Vaterland ein möglichst breiter Raum geschaffen wurde. Sie glaubte ja, daß jede Nation ihre besonderen Vorzüge habe, wie oft hatte sie Frankreich gegen ihren Gatten verteidigt, wenn dieser auf Unterschiede hinwies, die gegen das einstige Adoptiv-Vaterland sprachen. Wenn er immer wieder auf diese, jene Wunde oder Schwäche am französischen Volkskörper deutete, hatte sie das Gute, Edle, Schöne hervorgehoben, das auch in Frankreich zu finden ist, und doch hätte es einer Vergewaltigung ihrer innersten Empfindung bedurft, wenn sie heute wieder französisch hätte werden sollen. Ihre Tochter Helene kam in den Garten, ein junge Dame, etwa siebzehnjährig, deren Gesicht einer saftigen Frucht nicht unähnlich sah. Sie sank mit Schluchzen an die Brust der Mutter: „Ganz Uttkirch ist voll von Verwundeten; wenn nur Richard nichts geschehen ist!“ Die weiteren Worte verschlang ein flott geblasener Marsch. Auch durch die Waldstraße rückten Franzosen ein. Es waren Husaren, und auf dem Balkon der Villa stand Herr Frank und wedelte ihnen mit dem Taschentuch zu; Frau Frank hörte, wie ein schmuder junger Leutnant auf einen französischen Anruf ihres Gatten munter zurückrief: „Jawohl, mein Herr, jetzt geht's nach Berlin. Wilhelm wird seine Koffer packen müssen.“ Darob helles Freudelachen ihres Gatten; in gleicher Weise lachte er sonst, wenn erzählt wurde, daß man in Frankreich den Verlust von Elsaß-Lothringen noch immer nicht verschmerzen könne, wenn von der elsässischen Oppositionspartei gesprochen wurde und von den Brandreden des Doktor Parrasin, eines ihrer Führer

in Mülhausen. — Oh, von ihrem Gatten konnte jede Wetterfahne lernen! — Während sie mit Helene schweigend den Garten durchwandelte, war die Hausklingel gegangen, jetzt berichtete das Dienstmädchen, daß ein Herr Doktor Parrasin seit einer Viertelstunde mit Herrn Frank im Salon zusammen sei. Parrasin! Frau Juliette hörte es nur noch mit stumpfem Bewußtsein, sie verzichtete darauf, ihre Gedanken zu ordnen. Machtlos, gelähmt, dumm und träge fühlte sie sich; so sank sie auf eine Gartenbank, zog Helene an sich und lehnte ihr graues Haupt ächzend an die Brust des Mädchens. Da eilte ihr Gatte auf sie zu mit lebhaften Schritten, offenbar in munterster Stimmung. „Juliette“, rief er, „wir bekommen Einquartierung, französische Einquartierung, wir müssen einige Nachtlager in der Spinnerei einrichten, es brauchen keine Betten zu sein, es ist nur für den Notfall; die Sache muß aber ganz geheim bleiben. Verstehst du, Helene? Ganz geheim!“ In Frau Frank zuckte es auf; wehren mußte sie sich doch bis zum Äußersten! „Weshalb muß das geheim bleiben?“ fuhr sie auf mit einem Blick, der die Seele ihres Mannes durchbohrte. Helene war erschrocken. „Um Himmels willen, Vater“, jammerte sie, „tu doch das nicht. Richard hat mir mal gesagt, daß jeder erschossen würde, der bewaffnete Franzosen beherberge.“ „Ihr seid närrisch“, entgegnete mit den Händen fuchtelnd, Herr Frank, „die Franzosen sind doch jetzt Herren und Meister in Mülhausen. Glaubt ihr, daß die wieder herausziehen? Der Krieg ist ein Würfelspiel und das Glück wechselt immer. Ihr werdet sehen, die erste Schlacht ist entscheidend, die Franzosen werden Elsaß wieder gewinnen.“ „Und du“, rief zornig glühend seine Frau, „willst Handlanger dabei spielen, willst die Deutschen verraten, geheime Fallen anlegen oder was weiß ich? Es sieht dir ähnlich, du hast keine Grundsätze, du kennst keine Anhänglichkeit und keine Treue.“ Sie atmete auf, es war ihr eine Wohlthat gewesen, ihm ihre Meinung zu sagen. „Treue ist nur das Trägheitsgefühl der Seele“, versuchte Frank zu scherzen. — „Witze sind

auch eine Waffe, aber heute gilt sie nicht mehr“, erwiderte sie ruhig, aber streng, „ich bin zwar nur ein Weib, aber ich kenne meine Pflicht gegen das Vaterland; sobald du hier Franzosen einführest, verlasse ich das Haus und werde aus der Sache kein Geheimniß machen.“ „Ihr Weiber seid zu borniert, um die Zweckmäßigkeit einzusehen“, warf er ein. „Ich weiß, daß du irgendeinen Zweck verfolgst“, erwiderte sie höhnißch, „und daß du diesem Zweck Überzeugung und Unhänglichkeit, Weib und Kind opfern willst. Ich hänge ja nicht am Leben, du weißt wohl weshalb, aber“ — ihre Stimme erklang in drohender Leidenschaft — „unser Kind lasse ich nicht von dir ins Verderben ziehn. Helene ist mit einem deutschen Offizier verlobt, der draußen gegen die Franzosen kämpft, der vielleicht schon von ihrer Hand gefallen ist, und du willst die Feinde in deinem Hause verstecken? Das geschieht nicht, so lange ich deine Frau bin. Wenn auch nur dem Namen nach“, fügte sie mit Bitterkeit hinzu und wandte sich ab. Helenes Gemüt war durch die Worte aufs tiefste aufgewühlt, schluchzend fiel sie auf die Knie vor ihrem Vater, und als heftiger Schrei entrang es sich ihrer Brust: „Vater, bleib deutsch!“ Herr Frank hob sie auf: „Närrisches Kind du!“ sagte er; „na, ich sehe, mit euch ist nichts zu machen, also werde ich sorgen, daß wir keine französische Einquartierung bekommen.“ Behend lief er fort, um seine Zusage rückgängig zu machen, während Frau Frank alle göttlichen und weltlichen Trostgründe aufbot, um bei Helene das Gewimmel schwarzer Angstgedanken um ihren Bräutigam zu scheuchen. Es war eine schwere Stunde für die Mutter, und doch wehte aus der Herzensqual ihres weinenden Mädchens für sie ein Hauch von Glücksverheißung. Das war ja gar nicht mehr ihr oberflächliches Kind, das vom Vater ein reiches Erbe von Flatterhaftigkeit übernommen, und dessen Leben bisher nur ein Flattern in heiterem Lebenslicht gewesen. Das Verhältnis Helenens zu ihrem Bräutigam war der Mutter nie so recht innig wahr erschienen, und deshalb hatte gerade sie sich der beabsichtigten Nottrauung widersetzt. Jetzt erkannte sie,

daß ihre Helene stärker und fester war, ihre Liebe ernster und reiner, als sie je erwartet. Sicher würde sie sich im Feuer des Leidens, das dieser Krieg der „Soldatenbraut“ auferlegte, von allen Schlacken läutern, sicher würde das leicht gesponnene Fädchen unter diesem rauhen Eingriff des Schicksals fest und unzerreißbar werden, das war die Glückverheißung. „Wenn nur Richard noch nicht gefallen ist, wenn er nur den Krieg übersteht!“ Dieser Gedanke umschlang Mutter und Tochter, innig verbunden saßen sie wieder auf der Gartenbank und beteten für das Heil des jungen Kriegers.

\*  
\*  
\*

Müde und niedergeschlagen kehrte Herr Frank zurück, und das Mittagessen wurde in recht gedrückter Stimmung eingenommen. Frank erzählte, daß die Beamten der Eisenbahn und der Post gestern die Stadt verlassen hätten, daß die Eisenbahngleise gesprengt seien, und daß die Deutschen beabsichtigten, den Oberelsaß preiszugeben. Erst auf Befragen gab er über die eigene Angelegenheit Auskunft. Die Einquartierung werde nicht kommen, aber man habe ihn einen Verräter genannt. „So etwas muß ich mir sagen lassen“, rief er in verzweifelttem Zorn, „und die weiteren Folgen werden nicht ausbleiben.“ „Welche Folgen?“ frug geängstet seine Frau. „Ich weiß nicht“, erwiderte er, „man hat mir nur gedroht. Drüben herrscht ein toller Übermut, man ist des Siegeslaufs so sicher. Die Russen von drüben, die Franzosen von hier, das Spiel ist kaum zu verlieren, und wer weiß, welche Schurkerei gegen mich ihre Rachsucht dann ausheckt. Vorläufig wird man nur bei uns plündern, denn ein Schreiber sagte mir: Die Franzosen sind nicht hierher gekommen, um zu hungern und zu dursten, und das Nötige werden sie bei denen sich holen, die uns als Feinde entgentreten.“ „O Gott“, rief seine Frau, „so laß uns unsere Sachen verstecken!“ Nun gab es einen Aufruhr, ein Gespulte. Das Haushaltgeld, die Schmucksachen, das Silbergeschirr, die Kleider, wenn möglich alles sollte versteckt wer-

den, aber wohin damit? Im Keller wird man es finden, in der Spinnerei gibt es auch keine sicheren Schlupfwinkel, Vergraben ist schwer. Endlich kam Herr Frank auf den Gedanken, alle Wertsachen zu einem ihm befreundeten Bankier, dem Herrn Klein, zu tragen und die übrigen Sachen ihrem Schicksal anheimzugeben. So wurden denn Körbe gefüllt, und die Dienstmädchen schleppten sie nach der Stadt. In dieser sauren Arbeit vergingen einige Stunden, aber alles Wertvolle war der Plünderung entzogen. Pustend spazierte Herr Frank im Garten, Mutter und Tochter saßen im Wohnzimmer und sprachen bewundernd über die Tüchtigkeit, die der Vater bei diesem Aufräumen bewiesen, da erhob sich im Hause ein wüster Lärm. Französische Soldaten waren eingedrungen, hatten gleich den Weg in den Keller gefunden, dort, ohne nach dem Schlüssel zu fragen, die Lattentüre aufgerissen und schleppten nun die Vorräte an Wein, Kirchwasser und Likören, alles „geistige Eigentum“ des Herrn Frank lachend aus dem Hause hinaus auf eine draußen stehende Karre. Herr Frank wollte hinunter, doch Frau und Tochter hielten ihn mit vereinten Kräften zurück; so begnügte er sich, in den Keller hinunter die Frage zu rufen, ob Soldaten denn Einbrecher wären, doch auf eine Antwort wartete er nicht. Er warf sich im Zimmer auf ein Sofa und schloß die Augen, um nicht mehr sehen zu müssen. Nicht lange ließ man ihm Ruhe. Ein französischer Unteroffizier verlangte von ihm die Öffnung der Kleider- und Wäscheschränke. Frank mußte folgen, als treue Vasallen hingen sich Frau und Tochter an seine Arme. In der Seele des Alten sprangen Gedanken herum wie wilde Panter, während die Franzosen fröhlich ihre Beute machten und alles, was sie brauchbar fanden, durchs Fenster hinunterwarfen, wo es auf die Karre geladen wurde. Dann ging die Haussuchung und die Heimsuchung weiter, die Soldaten durchsuchten Kisten und Kasten, öffneten selbst jede Ofentür, um zu sehen, ob etwas versteckt sei. Aus den Zimmern ging es auf den Speicher, dann zurück in die Küche, die Soldaten freuten sich ihrer guten Beute, so oft aber Herr

Frank einen seiner Pantergedanken hinauslassen wollte, wußten Frau und Tochter ihm durch flehende Blicke den Mund zu verschließen, auch war ja die Art der Plünderung kennzeichnend dafür, daß sie nach besonderer Anweisung erfolgte, und Herrn Franks Klugheit schwang sich schließlich zu solcher Höhe auf, daß er vor sich selbst die Soldaten entschuldigte, die zum Plündern gezwungen waren. Als diese endlich das Haus verließen, war es so leer, daß für die Familie kaum etwas zum Nachtessen blieb. Frau Frank kamen die Tränen. „Ihr habt es selbst verschuldet“, polterte ihr Mann, „hätte ich nicht mein Versprechen zurückziehen müssen, hätten wir nichts verloren.“ „Nur unseren guten Namen!“ rief, ihre Tränen trodnend, Frau Frank; „der ist jetzt gerettet, ich klage nicht mehr.“ Ein warmes Gefühl kam über sie, ihr war, als ob die Eiskruste um ihr Herz zu schmelzen begönne. „Was läge daran“, dachte sie, „wenn alles verloren ginge, und ich die Liebe meines Mannes wieder gewönne.“ Er hatte heute um sie gelitten, dafür war sie ihm dankbar. Als man das Lager aufsuchte, sagte sie ihrem Mathieu: „Unser tägliches Brot werden wir wohl wieder finden, wenn wir es nur einmal wieder in Frieden essen könnten!“ Sie dachte nicht an den Frieden der kämpfenden Völker, der Welt, sondern an den ihres Hauses, und ihr Mathieu hatte sie verstanden.

\*

\*

\*

In gleißender Schönheit erstrahlte der Morgen des folgenden Sonntags, des 9. August, und beleuchtete ein französisches Bivak am Tannenwald. Von der Villa aus sah man das magische Gewimmel der roten Hosen und all der anderen bunten Uniformen. Es fesselte die Damen, zu beobachten, wie die Soldaten ihre Wäsche reinigten, ihr Morgenbrot in Empfang nahmen und sich nach dem Frühstück an allerlei Spielen ergötzten, an Kinderspielen, wie Blindkuh, Haschen, Drittenabschlagen, und wie sie dabei vergnügt waren, wie Kinder. Etwas unheimlicher war es

zu sehen, daß die Artillerie den Bergkamm hinaufzog und oben in dem Tannenwald eifrig bemüht war, ihre Kanonen schußbereit zu machen. Da die Borräte des Hauses kein Mittagessen mehr boten, beschloß man, daß die beiden Dienstmädchen zu ihren Eltern gehen sollten, während Franks sich bei der Familie des Bankiers Klein zu Gast laden wollten, bei der sie gestern ihre Wertfachen untergebracht hatten. Herzlich wurden sie hier willkommen geheißen, und als Frank von der Plünderung erzählt hatte, selbstredend unter Verschleierung der wahren Ursache, schloß er mit der Versicherung, daß ihn die Franzosen gestern nachmittag besser germanisiert hätten, als die Deutschen in 44 Jahren. „Sie werden schon ihre Dreische bekommen“, grollte Herr Klein. Er war auch Elsässer, aber durchaus deutsch gesinnt. Die Geschichte des Landes war sein Stedenpferd, und wann lag mehr als heute ein Anlaß vor, dieses zu tummeln? „Elsaß und Lothringen“, schloß Herr Klein das Gespräch, das noch über das Mittagsmahl hinausging, „sind seit ewiger Zeit deutsch gewesen, bis sie gegen den Willen des Volkes unter Ludwig XIV. von Frankreich erobert wurden. Jetzt sind sie von Deutschland zurückerobert und müssen deutsch bleiben.“ „Wir wollen es hoffen“, sagte Herr Frank, „wenn nur die Deutschen wieder einen Moltke an der Spitze hätten, wie 1870.“ „Einen Moltke haben sie, aber ihr bester Feldherr ist die Gerechtigkeit ihrer Sache“, erwiderte der Hausherr. Die Zeit verging sehr schnell, und als es von der Kirche vier Uhr schlug, mahnte Frau Frank zum Aufbruch. Ihr Gatte betrachtete kopfschüttelnd seine Uhr: „Es ist doch schon über halb fünf.“ „Die Franzosen“, erläuterte Herr Klein, „haben die Uhr auf französische Zeit gestellt.“ „Dann haben sie uns ja eine halbe Stunde jünger gemacht, unsere Befreier zeigen sich gleich als Wohltäter“, lachte Frau Frank. „Wer weiß, was sie noch mit uns Elsässern machen?“ meinte bedenklich ihr Gatte. Helene, der die geschichtlichen Auseinandersetzungen des Herrn Klein beinahe ebenso gleichgültig waren, wie dessen beiden Töchtern, tummelte sich mit diesen

auf einem Grasplatz im Ballspiel herum. Diese Mädchen waren etliche Jahre jünger als Helene, aber im Spiel zeigten sich alle gleich kindlich und wirbelten mit glühenden Wangen wie Rosenblätter auf dem Grasplatz umher. Als Frau Frank Helene zur Heimkehr rief, stieß sie auf lebhaften Widerspruch, vergessen war alle Kriegsnot, vergessen die Sorge um Richard, die alte Helene, das reine Kind, war wieder aufgelebt, dessen Herz jetzt nur das Streben fühlte, das Ballspiel fortsetzen zu dürfen. Herr Klein legte sich für sie ins Zeug: „Lassen Sie sie doch noch hier! Gerade in dieser Zeit soll man niemandem seine Freude nehmen. Ich bringe Ihnen Helene wohlbehalten nach Haus, und sollte etwas Schlimmes geschehen, nirgendwo ist sie sicherer, als hier; ich kann sie ja notfalls in einem Safe-fach einschließen“, sagte er lachend. So zogen Herr und Frau Frank, von Frau Klein noch mit einigen Lekerbissen für ihr Abendessen bepackt, allein nach Haus.

In der Stadt war lebhafteste militärische Bewegung. Französische Fußsoldaten standen hier und da in Gruppen und ließen die Feldflasche kreisen, Reiter bewegten sich hin und her; es war fast, als ob sie auf etwas lauerten. Da, — kaum waren Herr und Frau Frank zu Hause angelangt, hörten sie plötzlich einen Kanonenschuß im Norden Mühlhausens, bei dem Vorort Pfastadt. „Das ist deutsche Artillerie“, sagte Herr Frank. Beide stiegen auf den Balkon und sahen die ersten Schrapnells in die Stadt einschlagen. Doch auch auf dem Bergkamm ihnen gegenüber leuchtete es auf; die französische Artillerie, die sich dort heute morgen eingerichtet, ließ ihre Kugeln pfeifen. Herr Frank machte vor der ersten eine tiefe Verbeugung, aber dann erläuterte er seiner zitternden Frau mit Kennermiene, daß die französischen Kanonen unbedingt über ihr Haus hinwegschießen müßten, wenn sie die deutschen Batterien ansputzen wollten, dagegen wäre es, wenn die Deutschen ungenau zielten, wohl möglich, daß eine ihrer Granaten anstatt des Tannenwäldchens ihre Villa trafe. Da schlug gerade ein solches Ungetüm zwischen der Villa und dem Berg in die Erde,

bohrte sich, wie voll Wut und Tücke, ein und wirbelte Erde, Gras, Steine in die Höhe. In herzerreißender Angst flüchtete das Ehepaar in den Keller, ihr letzter Blick nach der Stadt zeigte ihnen wieder, wie dort ein glühender Hagel von Schrapnells niederging, und mit der Angst umpreßte zugleich die Sorge um Helene ihre Herzen. „O Gott“, stöhnte Frau Frank, „wenn ich das Kind verlöre! Komm, laß uns beten!“ Sie begann, wie sie es in ihrer Kindheit gelernt hatte: „Notre père, qui es aux Cieux“, doch Herr Frank unterbrach sie: „Liebste, nicht diese Laute! Ich kann nur deutsch beten!“ So begann sie und betete immer wieder das „Vaterunser“. Sie saßen im Keller auf einer Kiste, er hielt sie umschlungen und suchte sie zu trösten. „Bei Klein wird man ebenso im Keller sitzen, wie wir hier. Gott ist überall und wird Helene schützen. Denke doch nichts Schlimmes, ich flehe dich an“, damit küßte er ihr die Tränen von den Wangen und Augen. „Ich vertraue ja auch zu Gott, daß ihr nichts geschieht“, sagte sie einmal, „was bliebe mir noch in der Welt, wenn ich sie verlöre?“ „Es klingt wohl etwas eigentümlich“, war die zagende Antwort, „wenn ich sage, daß ich dir noch bleiben würde.“ „Allerdings“, seufzte sie, „ach Gott, wir haben uns so weit voneinander entfernt.“ „Wir können uns doch wieder nähern, unser Lebensbund muß neu geschlossen und befestigt werden, Liebste“, fuhr er empor, „wir sollen und müssen uns nähern. Was hindert uns daran? Mir bist du das einzige Weib auf Erden, das ich wahrhaft liebe, und sollte noch je die Versuchung wieder an mich herantreten, ich habe den festen Willen, sie abzuwehren. Mich verlangt nach dem Bewußtsein, dir den Treuschwur bewahrt zu haben.“ Wie wonnig labend fielen ihr diese Worte in das gequälte Herz. „Ich habe dir nicht genug Nachsicht bewiesen“, erwiderte sie, „ich hätte deine kleine Verirrung längst vergessen sollen, kannst du mich denn noch ehrlich lieben?“ „Juliette, soweit das Feuer der Liebe noch in mir brennt, brennt es für dich“, jubelte er und drückte seine Frau stürmisch an sein Herz. Während über

dem Hause die todbringenden Kugeln auf ihren Eisenflügeln schrecklich pfeifend hin und her flogen, während der Wahn uralten Völkerhasses sich über ihnen austobte und ringsumher Vernichtung säte, feierte im dunklen Keller das alte Ehepaar die Auferstehung seiner Herzensfreundschaft. Alle Lieblosigkeiten der letzten Zeit baten sie einander ab, und wenn eins sich beschuldigte, wurde es vom anderen gegen sich selbst verteidigt. Die Gefahr, in der sie schwebten, hatten sie fast vergessen; „eine Mauer um uns baue!“ flehten gemeinsam ihre Herzen, und es war, als sei ihre Liebe zu solcher Mauer um sie geworden. — Gegen Mitternacht hörten sie die französische Artillerie den Berg hang hinunter und weiter auf der Ziemersheimer Landstraße nach dem Zoologischen Garten zu in rasender Flucht abziehen. Underthalb Stunden hindurch rasselten die Kanonen wie eine Eisenflut hinunter, doch noch immer flogen Schrapnells von Pfastadt her, und auf der anderen Seite grollte schrecklich der Ilsteiner Klotz, dazwischen rauhe Gewehrsalven, das zackige Geknatter der Maschinengewehre; es war den beiden, als führen sie auf einem Schiff, dessen Segel, losgerissen, wie toll im Sturm knallten und grollten, doch ihre Brust füllte nur der selige Gedanke an den sicheren Hafen, der sie jetzt erwartete. Auch die Sorge um Helene hatte einen guten Teil des Erschreckenden verloren. Alle Vernunftgründe wurden tausendfach verstärkt durch den Glauben, daß ihre Veröhnung, die Erneuerung ihres Lebensbundes, ein gottgefälliges Werk sei, und Gott sie jetzt nicht mehr strafen werde. War es ihnen doch oft, als habe Gott den Krieg gesandt, um ihre verstockten Herzen zu erneuern und zu vereinigen, und als Frank sich hiergegen sträubte und durchaus nicht für diesen Krieg verantwortlich gemacht werden wollte, schauderte auch sie zurück vor einer so selbstischen Auffassung, aber sie meinte doch: „Wir sind sicher nicht die einzigen Sünder, vielleicht müssen Millionen durch die Geißel des Krieges zur Tugend und Eintracht zurückgeführt werden. Wer weiß? Wir Menschen können nicht die verschlungenen Wege der Vorsehung

erforschen.“ Der Kanonendonner war verstummt, doch aus der Stadt herauf flammte das Signal „Kartoffelsupp“, Herr Frank wußte, daß es Bajonettangriff bedeutete. „O Gott“, rief er, „wie mancher brave Junge wird da sein Leben lassen!“, und Frau Frank dachte an Richard. So mußte ihr Geist vom stillen Blumeneiland ihrer Liebe wieder hinaus in das wogende Blutmeer des Tages. Vorsichtig verließen sie den Keller und schauten wieder vom Balkon in die Ferne. Wie dankten sie Gott, daß keine Kugel ihr Heim getroffen, es war wirklich ein Wunder. Draußen schrien die ersten Hähne, der Mond stand klar und kalt am Himmel, und über dem „Blauen“, dem Schwarzwald, stieg die Morgen Sonne des Montags hervor. Aus weiter Ferne klangen die tobenden Trommeln, die wütenden Hörner, die Stadt war offenbar wieder in dem Besitz der Deutschen. „Jetzt könnte Helene doch kommen“, wieder entrang sich dieser Seufzer der Mutterbrust. Da raste ein Auto die Waldstraße herauf, ihm entstieg Herr Klein mit Helene. Eine fliegende Begrüßung, ein stürmischer Bericht. Eine deutsche Granate hatte das Wohnhaus des Herrn Klein getroffen, war durchs Dach und zwei Zimmerdecken bis in das Speisezimmer gegangen, wo man gestern mittag gegessen, im Garten waren Bäume, Blumen, Palmen zerstört, aber das Leben war gerettet. Natürlich hatte man die Nacht im Keller zugebracht, aber im Kellergewölbe der Bank, mit allen Bequemlichkeiten ausgestattet. „Ach, da war's so gemütlich, wie in Abrahams Schoß“, lachte Helene. „Sie wollte noch gar nicht heraus“, ergänzte Herr Klein, „aber ich habe darauf bestanden, weil ich die lieben Eltern nicht in Sorge lassen wollte.“ Dann erzählte er von den schauerlichen Geschehnissen in der Stadt. Ein fürchterlicher Nahkampf hatte getobt, dunkle Körper lagen auf den Straßen, die Autos rasten umher, um die Verwundeten zu holen, alle Krankenhäuser und Notlazarette waren schon mit ihnen gefüllt. „Oh, welches Füllhorn von Jammer hat diese Nacht auf Mülhausen entleert!“ rief Klein verzweifelt. Auch die Dienstmädchen

fanden sich wieder ein, und da Lebensmittel eingekauft werden mußten, fuhr Herr Klein eine von ihnen gleich in seinem Auto zurück nach der Stadt. So blieb es Helene überlassen, die Erzählung der nächtlichen Erlebnisse zu vollenden, zum Erstaunen der Mutter kam sie dabei immer wieder auf einen jungen Herrn zurück, der als Volontär im Kleinschen Bankhause tätig war und ihnen im Keller Gesellschaft geleistet hatte. „Du kannst dir keinen Begriff machen, welch liebenswürdiger Mensch er ist.“ „Oh, da ist sie wieder, die Frank'sche Flatterhaftigkeit“, dachte die Mutter. „Und von Richard sprichst du keine Silbe, an ihn hast du gar nicht gedacht?“ Erst jetzt kam über Helene die Erinnerung, und sie erbehte im Schmerz, auf die Faust mußte sie beißen, um nicht gellend aufzuschreien, dann aber sank sie schluchzend an der Mutter Brust. — Endlich kam die Küchenregentin aus der Stadt zurück mit den gekauften Lebensmitteln, doch alle Leibesnotdurst wurde fast vergessen über dem, was sie zu berichten wußte. Das ganze siegreiche deutsche Armeekorps war soeben in die Stadt gerückt. „Nichts als Himmel und Soldaten!“ Die Feldpost, das Rote Kreuz, den glänzenden Stab hatte sie gesehen, brausender Jubel war ihnen entgegengeschallt, doch auch von allerlei Verhaftungen Mülhausener Bürger wurde gemunkelt. — Die Mahlzeit kochte das Dienstmädchen, indem sie „Deutschland, Deutschland über alles“ sang, das ihr von der Stadt her in den Ohren klang; nach dem Mittagessen ging die Familie auf den Balkon und hörte die Klänge desselben Liedes emporsteigen, als hätte dieses hundert Strophen, und als der Kaffee eingenommen, konnte Herr Frank sich nicht erwehren, das gleiche Lied anzustimmen, und Frau und Tochter stimmten ein. Helene bemerkte verwundert den warmen Ton in der Unterhaltung ihrer Eltern, und bei dem ihr ganz neuen Anblick des elterlichen Eheglücks fiel ihr öfter Richard ein. Wer bot denn wohl die besten Aussichten für ihr Eheglück, der stramme Artilleriesleutnant Richard, oder der hübsche, lustige, schlaue und kecke Bankvolontär, gegen dessen Ruf

im Keller sie sich doch eigentlich noch mehr hätte wehren müssen? Herr Frank hatte gerade mit Genugthuung festgestellt, daß die Uhren wieder nach deutscher Zeit gestellt waren; da, — es hatte gerade sechs geschlagen, — ging die Klingel, und frisch und fröhlich trat Richard ein, ein kräftiger Achilles in Feldgrau. Welcher Jubel und wieviel zu erzählen! Richard nahm für sich das Verdienst in Anspruch, daß die Villa noch stand, er hatte dafür gesorgt, daß auf den Tannenwald mit besonderer Vorsicht geschossen wurde, auf die Stadt hatte er mehrere Schüsse selbst geleitet, weil dort die Franzosen standen; so hatte er ja wohl auf seine eigene Braut geschossen. „Über ätisch!“ sagte diese, „eure Kugeln sind machtlos gegen unsere Keller!“ „Sag lieber: Ich bin mit blauem Auge davongekommen, sonst verfolgen auch die Kugeln unsere Lösung: Durch!“ Unter Scherzen und Rosen verging ihnen schnell die Zeit; wie heute nacht die Eltern, fühlten sich jetzt Richard und Helene auf einem Blumeneiland inmitten der wogenden See. Als Richard sich gegen neun Uhr verabschiedete, tönte von der Stadt her noch immer brausender Jubel und Musik, doch Richard war nicht ohne Bedenken. „Ich fürchte“, sagte er zu Herrn Frank, „daß wir hier noch nicht fertig sind. Mich würde es wundern, wenn nicht noch französische Soldaten in Mülhausen versteckt wären.“ Herr Frank wäre am liebsten in die Erde versunken und beschleunigte sein Abschiednehmen; doch als die beiden jungen Leute Arm in Arm die Waldstraße hinunterschritten, da Helene ihren Bräutigam noch ein Stückchen Weg begleiten wollte, faßte Frank seine Frau an beiden Händen und flüsterte ihr zu: „Wie danke ich dir, daß du mich an der Einquartierung der Franzosen gehindert hast! Erst jetzt ist mir ein grelles Licht über den Zweck dieser Einquartierung aufgegangen.“

Es dauerte nur eine ganz kurze Zeit, da bewahrheiteten sich Richards Befürchtungen. Der Verrat zischte aus allen Winkeln und Ecken hervor, aus Fenstern, Kellerlöchern, von den Dächern schossen französische Soldaten

auf die in den Straßen befindlichen Wachen, die vorbeimarschierenden Truppen, und ein heißes Feuer von untenher war die schnelle Antwort des zur Raserei gereizten deutschen Männerzornes. Der grause Schmitter Tod stürmte im Lauffschritt durch die Straßen und machte große Ernte. In der Villa Frank bebten wieder alle Herzen, und Herr Frank faßte den festen Entschluß: „Morgen früh verlassen wir alle die Stadt.“ Den Weg nach München wollte man einschlagen irgendwie, nur fort aus dieser Hölle! Allerhand Pläne wurden geschmiedet, Anordnungen getroffen, Koffer gepackt, doch zunächst galt es, sich für die Nacht wieder im Keller einzurichten. Mitternacht war längst vorbei, als man drunten die müden Glieder streckte, noch immer klang aus der Stadt das unheimliche Getöse, das Pfeifen, Zischen und Krachen in die angstvolle Stille der Villa, und erst gegen Morgen streifte der Engel des Schlags durch den Kellerraum, und erquickte die von allen Nachtwachen und Ängsten zitternden Nerven durch ein leises Tröpflein seines Balsams.

Anhaltendes, schrilles Klingeln der Hausschelle weckte die Schlummernden in den unterirdischen Schlafgemächern. Ein alter Arbeiter der Spinnerei stand draußen und meldete, daß der Leutnant wie tot in der Bahnhofshalle liege. Ein Blitz hätte in dem Keller keine schlimmere Erregung verursachen können. Herr Frank war der erste, der sich entschlossen zusammenraffte, er stürzte aus dem Keller, und bald darauf hielt ein Auto vor dem Haus. Aber auch Helene, die sich anfangs mit herzerreißendem Schluchzen zur Erde geworfen hatte, flog die Treppe hinauf und kam in Hut und Säcken wieder. „Ich fahre mit!“ rief sie. Vergebens, daß ihre Mutter davon abmahnte, daß ihr Vater sie voller Befürchtungen anstarrte, das bleiche Gesicht Helenens zeigte eine unbeugsame Entschlossenheit, und schon saß sie als Lenkerin mit dem Vater und zwei schnell herbeigeholten Arbeitern auf dem zum Bahnhof hinunterfahrenden Kraftwagen. Die ganze Halle lag voll von verwundeten und sterbenden Kriegern aller Waffengattungen.

Sanitäter, Krankenschwestern, Damen und Herren aus Bürgerkreisen schritten zwischen ihnen umher, Ärzte machten Verbände und ordneten die Fortführung von Verwundeten, es war ein wirres, ein entsetzliches Bild. Helenens Blicke überflogen es. Da, — in der Ecke, auf einem Feldstuhl, die Jammergestalt, sie erkannte sie sofort, — das war Richard. Starr und bleich lag er da, die rechte Hand war schon verbunden, der Daumen fehlte, und unter dem Helm her rieselte ein Blutbächlein über das niederhängende Gesicht. „Tot“, rief Helene mit einem Schmerzensschrei, und beugte ihr Haupt niederkniend auf seinen Schoß. Ihr Vater hob Richards Kopf und wollte ihm sanft die Augen zudrücken. „Heiliger Gott!“ schrie er, „er lebt doch noch! Die Augenlider bewegen sich.“ Mit einem Satz reckte er sich auf, einer der mitgekommenen Leute mußte im Fluge zum Hausarzt der Frank'schen Familie. „Wir nehmen ihn mit“, rief Frank, „Doktor Kurz soll sofort zur Waldstraße kommen. Warten Sie, bis er mitkommt!“ Der andere Mann mußte in der Bahnhofswirtschaft ein Fläschchen Cognac holen. „Auf meine Verantwortung!“ wehrte Herr Frank den Bedenken seiner Tochter und flößte Richard einen Schluck davon ein. Dann mußte Helene trotz ihres Sträubens, dann der Arbeiter trinken, und Frank trank den Rest. Ein leises Zittern ging durch Richards Glieder, die Augen richteten sich unter halbem Öffnen der Lider einen Augenblick auf Helene, und ein langer Atemzug hob die Brust. Vorsichtig trugen nun Herr Frank und der Arbeiter ihn in das Auto, und indem Herr Frank sich neben ihn setzte und ihn umschlungen hielt, während Helene steuerte, ging die Fahrt zur Villa zurück, wo Richard von Herrn und Frau Frank bedachtfam im Salon gebettet wurde. Wie träumend schaute Helene zu, doch als er auf dem Rücken lag, hauchte sie verstoßen einen Kuß auf seinen Mund. Bald kam der Arzt, nahm ihm den Helm ab, wusch die Kopfwunde, untersuchte sie, und wie Engelsbotschaft erklang es allen, als der grau-köpfige, freundliche Herr erklärte: „Die Wunde ist ganz

unbedeutend, wahrscheinlich von einem Fall.“ Dann tastete und untersuchte er den Körper, er war unverletzt; dann löste er den Verband der Hand und schüttelte bedenklich den Kopf. „Es tut mir schmerzlich leid, aber da ist nichts zu machen“, sagte er traurig, „die Hand wird unbrauchbar bleiben.“ „Ist das alles?“ frug Helene zaudernd. „Sonst finde ich nichts.“ Ein Jubelschrei entfuhr Helenens Brust. „Vielleicht tun Sie ganz klug, sich zu freuen“, sagte der Arzt mit schelmischem Blick auf Helene, „diese Verletzung wird den Herrn Leutnant für den Kriegsdienst untauglich machen“, dann ordnete er alles Nötige an und versprach, am Abend wiederzukommen und die Kopfwunde zu vernähen, nachdem der Verwundete sich von der Erschöpfung durch den starken Blutverlust erholt habe. Helene war von einem Freudentaumel erfaßt und eilte in den Garten, um allein ihr Herz sich ausjubeln zu lassen, Herr und Frau Frank geleiteten den Arzt noch bis an seinen Wagen und tauschten ihre Eindrücke von den furchtbaren Vorgängen der letzten Tage aus. „Es ist eine Schande“, rief entrüstet Herr Frank, „daß solcher Verrat in Mülhausen möglich war. Das nenne ich rohesten Barbarismus, aus dem Versteck meuchelmörderisch Menschen niederzuknallen. So etwas geht gegen alles Völkerrecht, gegen die Menschlichkeit. Schande über die Bürger, die solches Blutbad verschuldet haben. Den guten Namen der Elsässer haben sie in Schmach gebracht, und wer weiß, ob nicht mancher Unschuldige mit den Schuldigen bestraft wird? Doktor, wir wandern morgen aus nach München!“ „Und Ihr Patient?“ „Ach, an ihn habe ich nicht gedacht. Dann geht es nicht.“ „Warum nicht? Wo wohnen denn seine Eltern?“ „In Landsberg in Bayern.“ „Das trifft sich ja. Dann würde ich Ihnen raten, eine der hübschen Sommerfrischen zwischen Landsberg und München am Starnberger oder Ammersee aufzusuchen. Die sind besser als die Großstadt.“ „Kann denn der Leutnant schon so weit mit der Eisenbahn fahren?“ „Selbstverständlich, es kann seinen Nerven und somit seiner völligen Genesung

nur förderlich sein, wenn er baldigst hier fortkommt.“ Die Augen von Herrn und Frau Frank leuchteten in doppelter Freude über diesen Bescheid, und der Arzt versprach noch, die Angelegenheit bei der Militärbehörde zu ordnen. — Helene hatte sich inzwischen an das Lager des Verwundeten gesetzt, ihre Hand mit seiner gesunden Linken verschlungen und wurde nicht müde, ihn anzuschauen. Ruhig atmend, mit heiterem Gesichtsausdruck lag er da, und während aus der Ferne Trompetenklänge dazwischenklangen, flüsterte sie glücklich immer wieder: „Wie lieb, wie lieb ich dich habe, mein Einziger! Oh, nun hab' ich dich wieder. O Gott, laß ihn bald genesen! Wie ruhig er schläft! O du mein einziger Schatz!“ Wieder öffnete Richard langsam die Augen, und diese belebte ein Freudenstrahl des Erkennens, das ein leichter, aber doch für Helene bemerkbarer Druck um ihre Hand bestätigte. Es war noch heller Tag, als der Arzt zurückkam und die Kopfwunde vernähte. Hierüber erwachte der Schläfer, er erkannte alle, dann schaute er mit schmerzlichem Gesichtsausdruck auf seine verstümmelte Hand. Der Arzt sprach ihm Trost zu, doch der Kranke schloß die Augen wieder. Die anderen berieten nun die Vorkehrungen der Reise. „Vielleicht entsteht ein kurzes Wundfieber“, sagte der Arzt. „Nachher schaffen Sie den Herrn Leutnant, — als alter Freund darf ich wohl sagen: den Herrn Schwiegersohn, der jetzt allerdings nur noch zur linken Hand heiraten kann, — so schnell wie möglich aus dem Mülhausener Herenkessel in irgendeine stille Idylle. Für das blutige Kriegshandwerk ist er verloren, aber, da er schon so feste Liebesfädchen gesponnen hat, wird er vielleicht, wenn mal wieder Friede ist, ein tüchtiger Spinnereidirektor werden.“ Herr Frank lachte fein herzliches Lachen, er lachte so laut, daß der Leutnant nochmals langsam die Augen öffnete. Von einem zum andern ging sein stiller, dankbarer Blick, dann blieb er starr haften an einer Stelle der Wand. „Was

soll das Bild?“ frug er mit matter Stimme. „Ein Bild?“ Niemand hatte mehr daran gedacht, jetzt richteten sich aller Augen auf die düstere Frauengestalt mit der Unterschrift: „Souviens toi!“ Herrn Franks Gesicht überzog Purpur- röte, doch seine Frau kam ihm schnell zu Hilfe: „Ach“, lachte sie, „mein Mann hat mich früher mal damit necken wollen, daß er die alte Scharteke hier aufhing. Er behauptet, die Frauengestalt habe Ähnlichkeit mit mir.“ „In der That“, sagte der Arzt, an das Bild herantretend, „eine äußere Ähnlichkeit ist vorhanden, aber das Gesicht hat einen Ausdruck leidenschaftlicher Grausamkeit, der Ihnen ebenso fremd ist, wie der Gedanke der Rache und des Deutschenhasses, den das Bild verkörpert.“ „Gewiß“, erwiderte Frau Frank, „das alles liegt mir fern. Wenn's nach mir ginge, gäbe es überhaupt keinen Krieg. Dennoch möchte ich heute sagen: Souviens toi! Verrat, Lüge, Haß haben das Blutbad der vorigen Nacht angerichtet, und die Erinnerung daran sollte uns mahnen, daß Treue, Gesezes- furcht und Ehrfurcht vor dem Menschenleben keine Dinge sind, mit denen man sein Spiel treibt.“ „Sie haben recht“, sagte der Arzt, „der Fanatismus unserer Französlinge hat damit ein frevles Spiel getrieben, so lange wir leben, werden wir dieses Souvenir nicht verlieren.“ Der Kranke schlief, und die übrigen geleiteten den Arzt hinaus, der, wie er sagte, heute noch viel zu tun hatte. Dann ging Frau Frank mit Helene in den Garten. Die letzten Sonnen- strahlen küßten noch die Rosen, eine Nachtigall sang aus dem Gebüsch. Es war Helene, als müßte sie ihre Brust öffnen, ein „Gott sei Dank!“ entstieg ihrem Herzen, wie ein Loderndes Dankopfer. „Hast du denn Richard wahr- haft lieb?“ frug die Mutter. „Seit heute ist es mir Ge- wißheit und fester Wille geworden“, war die Antwort. „Oh, welche Angst bekam ich heute morgen, zumal mein Gewissen nicht ganz rein war. Gestern im Keller“, fügte sie errötend leise hinzu, „war ich ihm nicht ganz treu ge-

wesen.“ „Du bist ein Schmetterling“, tadelte Mama. „Jetzt nicht mehr, Mutter“, sprach frisch und offen Helene, „der heutige Tag, an dem ich um Richards Verlust bangte, hat mich ganz umgeändert. Mir ist, als hätte ich früher in einem engen Salkeffel gespielt und heute plötzlich den Weg aus dem Tal auf den Berggipfel gefunden, die Luft weht hier rauher, ich muß mich zusammennehmen, aber vor mir sehe ich wie eine wunderschöne Landschaft das Glück des Lebens gebreitet. Ich möchte nicht zurück zu meinen früheren Spielen, ich habe nur das eine Sehnen, meines Richards treue Gefährtin, seine rechte Hand zu werden.“ So sprachen Mutter und Tochter noch eine Weile fort, und ein Strom von Herzensfreundschaft ging von einer Seele zur andern. „Ohne Treue“, sagte die Mutter, „gibt es kein Glück in der Ehe. Jede Untreue untergräbt das Familienleben, jedes Geheimnis vor dem anderen stört seine Innigkeit, und gerade für uns Frauen ist es von der größten Wichtigkeit, daß das Familienleben fest und unerschütteret bleibt, weil dieses unser Halt und Schirm im Leben ist. Das ist gerade in Frankreich der wundeste Punkt, daß das Familienleben nicht“ — — in diesem Augenblick trat aus einem Gebüsch Herr Frank hervor, hinter die beiden Damen und hing sich mit den Worten: „Ich sei, gewährt mir die Bitte, in eurem Bunde der dritte!“ in beider Arm. „Oh, du erschreckst uns“, rief Frau Frank, „und du hast uns belauscht.“ „Nicht die Spur“, entgegnete er munter, „nur ein paar Weisheitsworte von dir habe ich gehört, im übrigen kräftig gearbeitet.“ „Was denn?“ „Das Bild unseres Kaisers habe ich wieder an seinen Platz gehängt und das „Souviens toi“ in tausend Stücke zerschlagen. Ich will in keine Versuchung mehr kommen.“ „Das ist gut“, stimmte Frau Frank ein, „wir tragen ja jetzt ein anderes Bild im Herzen.“ „Jawohl“, jubelte ihr Gatte, „Souviens toi heißt jetzt für uns: Treue in der Liebe, in der Ehe! Treue

unserm Deutschland und dem Kaiser!" So schritten die drei durch den dunklen Garten dem Hause zu, in ihrem Herzen leuchtete Sonnenschein, aus der Stadt klang wieder tausendstimmig das Lied: „Deutschland über alles“, und Herr Frank sumimte mit:

„Deutsche Frauen, deutsche Treue,  
Über alles in der Welt!“

# Der zweite Hindenburg

In dem Gelände der masurischen Seen, zwischen Bialla und Johannisburg, liegt ein Dörfchen, dessen alte Holzwerkhäuser unter dunkelgrünen Moosdächern, gemischt mit wenigen neuen Häusern, sich um einen alten Gutshof scharen. Ein sorgfältig gepflegtes Gärtchen mit Küchengewächsen und grellfarbigen Blumen umschmiegt jedes Haus, nur eins der neuen Häuser unterscheidet sich von den anderen durch seinen mehr städtischen Eindruck, denn an den Fenstern sind Gardinen kunstvoll aufgesteckt, und an der Seite des Hauses ist eine Veranda angebaut, auf der man an einem gedeckten Tisch gemütlich sitzen und den weiten Ausblick kosten kann, hier auf eine ferne, blaue Seefläche, dort auf einen endlosen Horizont von Kornfeldern. Hier wohnte der Bauer Pawlik, ein Bauer, wie die anderen; der städtische Aufputz seines Hauses rührte daher, daß er eine Tochter der fernen Großstadt Königsberg heimgeführt hatte. Wie es gekommen, daß diese den Bauer mit den schwieligen Händen und dem groben Kittel liebgewann? Sie hatte in Königsberg auch andere Freier gehabt, denn ihr lebhaftes Wesen und ihr hübsches Gesicht mit den klaren, freimütigen Augen hatte mancher gern. Da lernte sie bei einem Turnfestball Hans Pawlik kennen, der als Kürassier in Königsberg seine drei Jahre abdiente. Er war in seiner Kürassieruniform der schmuckste Mann, den sie je gesehen. Wie von Stahl war er: stark und doch so geschmeidig und biegsam und tanzte so leicht, als flöge er über den Boden, dabei lachte aus seinen blauen Augen soviel Herzensgüte und warme Treue, daß man sich bei ihm sicher geborgen fühlte. Als dann Hans sie liebgewann,

und sie zwischen ihm und einem jungen Kaufmann, den die Eltern begünstigten, wählen mußte, wählte sie den Bauer, und wenn auch ihre Lebensstellung bescheidener wurde, die ländliche Arbeit und die Einsamkeit des Dorfes von ihr anfangs nur mit etwas Selbstverleugnung überwunden wurden; sie hatte ihre Wahl nie bereut, denn ihr Hans war so wohlgenut, so voll gesunder Lebenskraft und siedender Lebenslust, daß er sie mitriß, und in ihrem Hause mit jedem neuen Morgen die Sonne des Glücks neu aufging. Vier Kinder waren ihrer Ehe entsprossen, von denen das älteste, nach seinem Vater Hänschen geheißten, zehn Jahre zählte.

Seit einigen Tagen war die Kunde von der drohenden Kriegsgefahr auch in das stille Dörfchen gedrungen. „Krieg mit Rußland, und wir an der Grenze“, das zuckte wie ein Blitz durch das stille Landleben und die fleißige Erntearbeit. Raun hatte man die Sache hin und her besprochen, da kam schon die Mobilmachungsbefehl, und Hans mußte am ersten Tag nach Königsberg. Jedes Bedenken, jede Angstäußerung prallte an seinem Herzen ab: „Haha, ehe die Russen mobil sind“, weisagte er lachend, „ziehen wir in Petersburg ein.“ So hatte er von Frau und Kindern in froher Siegesstimmung Abschied genommen, der Boden schien ihm schon unter den Füßen zu brennen vor Verlangen, einmal Urtacke gegen einen wirklichen Feind zu reiten.

Am folgenden Morgen zog Frau Pawlik mit einer Arbeitsfrau und ihrem Hänschen hinaus, um die Weizenernte weiter einzuheimsen. Durch die Akazienallee des Dorfes ging es hinaus auf die sandige Fahrstraße über den Hügel, zu dessen Fuß jenseits ihr Feldstück lag. Von dem Hügel aus sieht man in der Ferne das Dorf Schwiddern liegen. „Was ist das?“ rufen erschreckt fast einstimmig die Frauen. Dort über dem Dorf steigen Rauchsäulen auf, die sich immer mehr zu einer geschlossenen Masse ballen. In Frau Pawliks Herzen dämmert eine Ahnung, es ist ja unglaublich, aber die Ahnung hebt trotzig ihr Haupt, blickt

aus ihren Augen, springt gegen ihren Willen von ihrer Zunge: „Sollte der Krieg schon im Lande sein?“ Die alte Arbeitsfrau stößt bei diesen Worten einen Schrei aus, und mit dem Ruf „die Kosaken!, die Kosaken!“ läuft sie spornstreichs nach dem Dorf zurück. Auch Frau Pawlik peitscht ihr Gedanke nach Haus; „die Kinder!“ „die Kinder!“ Sie läuft mit Hänschen zurück, doch dann macht sie halt, nimmt sich zusammen. „Hänschen“, sagte sie, „wer kann es wissen, ob es die Russen sind, aber lauf du nach dem See und versteck dich dort im Schilf, bis ich komme.“ Dann fliegt sie zurück nach dem Dorf. Schon sieht sie den Gutshof, da, — o Höllenwerk, — zuckt auch aus dessen Dach eine Flamme und sucht sich über die Fläche auszubreiten. Frau Pawlik hat für nichts mehr Aug und Ohr, nicht für Flammen, nicht für Frauen und Männer, die ihr entgegenjammern, nicht für die Kosaken, die dunkelbraunen Teufel, die dort vor der Schenke halten. An ihrem Häuschen angelangt, rast sie die Treppen empor, und mit einem Kind auf dem Arm, den beiden anderen, die sich an ihr Kleid klammern, hinterher, stürzt sie hinunter ins Freie. Mögen die Steppenwölfe nun zerstören, was sie wollen, sie wird dort am See im Schilf ihre Kinder vor ihnen verstecken. Doch schon ist es zu spät. Die Kosaken treiben mit blankem Säbel alle Bewohner des Dorfes zusammen, da gibt es kein Ausweichen, kein Entrinnen, kein Erbarmen. „Pascholl! Pascholl!“ schreit ein Kosak ihr entgegen und treibt sie mit den Kindern in die Schar der jammernden Frauen und Greise, der wimmernden Kinder hinein.

Zu zweien müssen sie sich ordnen und aneinanderbinden lassen. „Lewo, prawo!“ (Rechts, links) kommandiert dann ein Kosak wie zum Hohn, und vorwärts geht der Zug, zu dessen Seiten die schmutzigen Gefellen reiten und unter Fluchen oder Gejohle bald diesem, bald jenem der wehrlosen Opfer einen Säbelhieb, einen Kolbenstoß an den Kopf geben. So trieb man sie auf den Vorplatz des Gutshofs, aus dem schon prasselnd die Flammen schlügen, und verriegelte das Tor. Ein Bild des Entsetzens; die

Menschen irren vor den Flammen wild umher, mit den schreienden Hühnern und Gänsen, den kläffenden Hunden um die Wette, dann, da sie keinen Ausgang unverriegelt finden, kauern sie jammernd am Boden nieder, die Köpfe fest zusammensteckend, wie Lämmer, wenn ein Gewitter über sie dahinbraust; plötzlich geht ein Funkenregen über dem Haufen nieder, entsetzt springen alle auf, und das Spiel beginnt von neuem. In das Jammern der Frauen, das Winseln der Kinder mischt sich das dumpfe Gebrüll der Rüche in den Ställen, die jeden Augenblick sich losreißen können. Nur Frau Pawlik nimmt keinen Anteil an der kopflosen Verwirrung, sie hatte die Hände ihrer Kinder von dem Strick befreit, nun steht sie mit ihnen am Tor und schaut hinaus, sieht sich die Kosaken an, die hin und her reiten, sieht, wie schon aus mehreren Moosdächern rote Blut steigt. Sie überlegt: Unbedingte Lebensgefahr war hier nicht, auch wenn der Gutshof zusammenstürzte. Wenn nur die Ruhe gewahrt würde, könnte man sich wohl vor den Flammen retten, doch was kam danach? Oh, wäre doch ihr Mann hier! Mit einem Ruck würde er das Tor auseinanderreißen. „Wo ist unser Hänschen?“ frug jetzt das achtfährige Mädchen. Die Mutter berichtete. „Das ist ein Glück“, fuhr das Mädchen fort, „denn allen Jungens haben die Kosaken den rechten Arm ab.“ In diesem Augenblick sieht Frau Pawlik einen Kosaken heranziehen, einen Jungen hinter sich herziehend, der vom schnellen Lauf hinter dem Pferd nach Atem ringt. „O Gott, Hänschen!“ In diesem Schrei, den Frau Pawlik ausstieß, klingen Angst, Grauen und Wut. In ihrer Seele erwacht eine wilde Kraft. Das läßt sie nicht zu. Sie faßt das Gitter des Tores, rüttelt daran mit stürmischem Ungestüm, wirft sich dagegen mit leidenschaftlicher Wucht, stemmt sich mit Hand und Knien dagegen, aber vergebens. Die Augen drängen sich fast aus dem Kopf, ihre Finger bluten. „Hier muß der Kopf helfen!“ Wirr durchfährt sie dieser Gedanke und schon ruft sie ihren Leidensgefährten zu: „Hilfe! Hilfe! Wir heben das Tor.“ Mehrere

Leute eilen ihr zu Hilfe. Mit ihren blutenden Fingern greift sie unter das Thor, die anderen folgen ihr, sie gibt die Befehle: „Hup!“ Nochmal Hup!“ Es gilt ihren Jungen, drum: „Nochmal Hup!“ Beim dritten „Hup!“ hebt sich das Thor, es tritt aus den Angeln, es stürzt mit dumpfem Getrach auf die Straße, daß der Staub des morschen Holzes hoch aufwirbelt, und das Pferd des mit seiner lebenden Beute gerade bis hierher gelangten Kosaken sich wild aufbäumt. Der Kosak sprengt mit geschwungenem Säbel heran, um die flüchtende Schar wieder in den Hof zu treiben, auch andere Kosaken reiten herbei, doch Frau Pawlik hat schon ihr Hänschen von dem Strick gelöst, und indem sie wieder ihr Kleinstes auf den Arm nimmt, stürmen Mutter und Kinder fort. „Herr, erbarm dich unser!“ fleht Frau Pawlik in einem fort, und die Kinder beten ihr nach. So fliehen sie aus dem Dorf hinaus, über den Sandweg, immer weiter, an den großen Kiefern vorbei, an den Erlen- und Weidengebüschen hinunter zu dem Sumpf, den hohes Schilf umsäumt, auf dem weiße Wasserrosen ihre goldenen Kelche wiegen und hinter dem der eigentliche See seinen blauen Spiegel breitet. Frau Pawlik konnte nicht weiter, hier sank sie nieder, hier waren sie auch sicher und geborgen. Hänschen erzählte, wie der Kosak ihn erwischt hatte, und dann sagte er: „Weißt du was, Mutter? Wenn die Deutschen schlau sind, lassen sie die Russen ruhig hereinkommen und treiben sie dann zurück, so daß sie in unseren Sümpfen und Seen erfaufen.“ „So, und inzwischen sollen sie unsere Dörfer zerstören und die Einwohner morden; du Dummerjahn!“ erwiderte wie zürnend die Mutter. — Auf mühevollen Wegen erreichte Frau Pawlik endlich Königsberg, endlich winkte der fast Gebrochenen dort im Elternhaus sicherer Unterschlupf und Pflege. Sie war deren bedürftig, denn ein starkes Fieber warf sie sofort nach ihrer Ankunft nieder, infolge der stürmischen Erregungen der letzten Tage. Ihre frische Natur überwand bald die Gefahr, aber noch lange bedurfte sie der Ruhe. Der Krieg ging seinen bekannten Lauf, und

Hänschen las ihr an ihrem Bett täglich die Berichte der Zeitung vor, von der Besetzung Insterburgs, von dem kurzen Russenausflug nach Tilsit, von den Greuelthaten und der Feigheit der Kosaken, doch immer wieder kam der kleine Schelm auf seinen Gedanken zurück: „Wenn die Deutschen schlau sind, müssen sie die Russen in die Seen treiben.“ So kam Ende August und mit ihm der große Sieg bei Tannenberg über die Narew-Armee und weiter vom 9. bis zum 12. September gleichzeitig die Siege über die Wilna-Armee und über die Grodno-Armee, die beide in die masurischen Seen getrieben wurden. Hei, wie glänzten da die Augen von Mutter und Sohn, aus denen in letzter Zeit soviel kalter Haß gefunktelt, um die Wette vor Freude und Stolz auf unsere Wehrmacht, die in solcher neuen Varus-Schlacht die Übermacht der russischen Legionen vernichtete. Und Vater war ja auch dabei gewesen. Hei, wie wird der wadere Kürassier seine Lanze geschwungen haben gegen die Nordbrennertruppen des Zaren, die ihm Weib und Kinder nahezu geschunden hätten. Doch in Hänschens Brust regte sich noch eine andere Stimme: „Mutter“, rief er, „der Generaloberst von Hindenburg hat es genau so gemacht, wie ich es gesagt habe. Ich bin doch nicht so ein Dummerjahn.“ Die Mutter drohte aus dem Bett lächelnd mit dem Finger: „Eigenlob riecht nicht gut, Hänschen“, warnte sie, aber dann wurde ihr ganz wunderbarlich zumute. „Warum nicht?“ dachte sie, „Hänschen braucht kein Bauer zu werden, wie sein Vater. Wenn er gute Schulen genießt, kann er zum Militär gehen und vielleicht nochmal in den Generalstab kommen, vielleicht nochmal . . . .“

Sie sah ihn träumend vor sich in einer Generalsuniform, dann hob sie ihren Kopf aus den Kissen, streckte die Hand nach Hänschen, und ihre von der Krankheit gebleichten Finger fuhren sanft über Hänschens rechten Arm. „Gott Dank! ihm mangelt nichts!“ flüsterte sie leise, während sie in die Kissen zurücksank.

# I n d u s t r i a

Dicker, schwarzer Qualm, der Atem des Riesenungeheuers Industrie, zeigt weit hinaus die Stelle, wo die große Zeche und in breitem Umkreise um sie herum ihre Geschwister, schwere Eisenwerke, sich angesiedelt haben, fernhin faucht der Atem über die junge Großstadt, die unter dem stückigen Dunst aufgeschwollen ist, wie eine Treibhausblüte.

Durch eine der vornehmsten Straßen, die die Stadt mit jenem Wald von Schloten verbinden, wandelt Frau Richter, die Zeitungsausträgerin, einen Paken Morgenblätter auf dem Arm, und indem sie diese von Haus zu Haus auf beiden Seiten der Straße verteilt, schweift ihr Blick träumend nach den Rauchwolken. „Wie das brodelte aus den schwarzen Schlünden! Genau so“, denkt sie, „als wollten die Rauchwolken die Sonne fressen und die Erde mit Finsternis bedecken. Aber die Sonne leuchtet doch, die Rauchwolken zerflattern, zergehen in der Luft.“ „So geht es auch mit der Sorge“, grübelt die alte, nachdenkliche Witwe weiter, „so ist es auch wieder mal mit der Kriegsnöte gegangen. Das brodelte auch anfangs wie eine schwarze Wolke heraus. Jetzt hat sie sich zerfasert, aufgelöst. Alle, arm und reich, teilen die gleiche Nöte, und für den einzelnen wird sie dadurch erträglicher. Andererseits sprudelt der schwarzen Quelle eine sonnige Quelle entgegen: die Allgemeinheit sorgt für die Bedürftigen, und auch die ärmste Kriegerfrau ist in ihrem Leid nicht ganz verlassen. Anstatt daß die schwarzen Wolken die Sonne fressen, verschlingt die Sonne den schwarzen Dunst.“

Inmitten der vornehmen, an beiden Seiten mit Ulmen bestandenen Straße lag die Villa des technischen Direktors der Zeche, des höchsten Herrschers in diesem Fürstentum der Arbeit, und als Frau Richter durch den mit buntem Glas bedeckten Torweg hier eingetreten war, wurde ihr vom Dienstmädchen die überraschende Mitteilung, daß Frau Direktor Wilhelmi sie zu sprechen wünsche. Die alte Frau Richter wurde rot wie eine Pfingstrose ob solcher Auszeichnung, und nachdem sie ihre Schuhe abgekrast, als träte sie mindestens in den Vorhof des Himmels, ging sie behutsam in das Zimmer hinein. — „Was man nicht alles im Krieg erlebt!“ war ihr Gedanke. Obwohl sie seit zehn Jahren die Zeitung brachte, hatte sie Frau Wilhelmi nie persönlich gesehen, um so mehr erschien sie ihr wie ein höheres Wesen. Ein Zimmer des Direktors hatte sie sich eigentlich viel prächtiger vorgestellt; die Möbel waren ja ganz hübsch, aber aus guter alter Zeit, da sah man doch im Warenhaus ganz andere feinere Sachen, und die vielen Bilder an den Wänden fanden ebensowenig Bewunderung bei Frau Richter, denn sie ahnte doch nicht, daß selbst das kleinste von ihnen ein kleines Vermögen wert war. Endlich erschien Frau Wilhelmi, ein Papier in der Hand, eine schlanke, hochgewachsene Dame, die trotz ihres Alters — sie mochte wohl an die Fünfzig reichen — eine gewisse anmutvolle Jugendlichkeit der Bewegungen, und deren Gesichtsfarbe eine zarte, frische Heckenrosenröte bewahrt hatte. Frau Richter knickte fast zusammen vor ihrer Vornehmheit, sie aber sprach leise, doch mit dem eigentümlich festen Ton, den die Gewohnheit des Befehlens gibt: „Ich habe von unserem Frauenverein den Auftrag übernommen, mich nach den Verhältnissen einiger Familien, die Kriegsunterstützung beziehen, zu erkundigen. Ich werde sie persönlich aufsuchen, möchte mich aber vorher unterrichten, damit ich nicht auf die Angaben der Unterstützten allein angewiesen bin.“ Dann breitete sie ihre Liste auf dem Tisch aus, und indem sie mit einem Blick Frau Richter zum Sitzen nötigte, begann sie ihre Fragen: „Wie viele Kinder hat diese

Frau?" „Ist sie ordentlich?" „Wie alt sind die Kinder?" usw. Frau Richter erwies sich als ein unergründlicher Weisheitsborn, und die Frau Direktor machte fleißig Notizen, wenn aber die Weisheit allzu stark sprudelte, und Frau Richter von den Verhältnissen der heutigen Frauen auf die ihrer Eltern und Großeltern, die sie bisweilen auch noch gekannt hatte, zurückschweifte, dann sagte Frau Wilhelmi sanft, aber bestimmt: „Schluß!" und ging zum folgenden Namen über. So kamen sie zum letzten Namen: „Frau Christian Roth." „Haha", rief Frau Richter, „die wohnt bei mir im Haus. Das ist die rote Hanne und ihr Mann hieß schon vor der Verheiratung der rote Christian. Herr Direktor wird das wohl wissen. Er heißt Roth, aber er ist auch rot, ein Sozialdemokrat, in der Wolle gefärbt. Vor etwa einem Jahr hat er die Hanne geheiratet, die denkt genau wie er und heißt drum die rote Hanne. Er ist ein ganz tüchtiger, fleißiger Mann, aber sie ist eine Lustige. Die hätte einen Flieger heiraten müssen, der viel Geld hat, denn sie ist eine Fliege, und vom Haushalt versteht sie gar nichts. Ich glaube sicher, sie hat noch nie gekocht, und wenn sie gekocht hat, hat man es gewiß nicht essen können." „Wovon nähren sie sich denn?" unterbrach Frau Wilhelmi. „Na, von Butterbrotten mit Aufschnitt, und bisweilen wird im Wirtshaus etwas Warmes gegessen. So ein Kohlenhauer verdient ja Millionen. Der rote Christian weiß es nicht besser, er ist im Waisenhaus erzogen und hat nie einen gemüthlichen Familienstand kennen gelernt." „Gibt es denn viel Streit unter den beiden?" forschte die Frau Direktor. „Ich bitte Sie, Streit? Nein, die sind noch immer in den Flitterwochen. So ein Liebesverhältnis habe ich nie gesehn, die schnäbeln sich wie die Turteltauben. Ich sage ja nichts über fremde Leute, aber Frau Direktor würden lachen, wenn Sie die beiden bisweilen beobachten könnten; wenn sie nicht so rot wären, müßten sie Grün heißen. Nun wird sie jetzt, wo der Mann fort ist, ihr erstes Kindchen bekommen. Es kann gar nicht mehr lange dauern. Na, das arme Wurm ist

von vornherein ein Pechvogel. Ich sage Ihnen, Frau Direktor, wenn ich solche Wirtschaft geführt hätte, wie die rote Hanne, mein Mann würde mir heimgeleuchtet haben, aber bei mir . . ." — „Schluß“, sagte Frau Wilhelmi, und indem sie aufstand, veranlaßte sie Frau Richter, dasselbe zu tun. Diese wurde mit bestem Danke entlassen, beim Hinstrecken ihrer Hand machte Frau Wilhelmi eine leichte Bewegung, wodurch sie dem Händedruck entging, und das Dienstmädchen führte die etwas überraschte Zeitungsfrau zur Türe hinaus.

Als Direktor Wilhelmi zum Mittagessen kam, empfing ihn seine Gattin mit der Frage: „Noch keine Nachricht?“ die er mit stummem Kopfschütteln verneinte. Ihr einziger Sohn Viktor schwamm als Leutnant zur See auf der *Uriadne* vor Helgoland, und die Tischunterhaltung der Eltern drehte sich ausschließlich um maritime Fragen und die Ausichten für Deutschlands ungleichen Kampf um das Meer. Wie vieles wußten die beiden zum Preise unserer neuzeitlichen Marine zu sagen, wie viele Erlebnisse und Hoffnungen bauten ihnen die Brücke von dem schwarzen, toten Land, das sie umschloß, zu dem blauen, atmenden Meer. Sie war ein Kind der Waterkant, er war Schiffsingenieur gewesen, bevor ihn ein guter Stern in den Bergbau führte, der dem jungen Mann eine unerwartet glänzende Laufbahn geöffnet hatte. Trotz dieses Erfolges war das Meer beider alte Liebe geblieben, nach der geheime Sehnsucht immer zieht, und wie leuchtete ihr Stolz, daß ihr Sohn die zerrissenen Fäden neu geknüpft hatte und jetzt berufen war, des Deutschen Reiches Ehre auf den Fluten zu verteidigen, auf die der Deutsche Anspruch hat, so gut wie England, und die er für sich urbar machen wollte und mußte. — Dann wieder krampten sich ihre Herzen zusammen, wenn die Rede auf die Zehnminutenhölle der Seeschlacht kam, die ja doch eines Tages geschlagen werden mußte, doch dann zauberte ein neues Glas Wein bei Herrn Wilhelmi wieder neuen kühnen Mut hervor. „Für die Ausland-Kreuzer liegt die Sache ja

schlimm“, war sein Schluß, „aber für Viktor ist die Todeswahrscheinlichkeit, genau berechnet, gering.“ — Und von neuem schwebte im Gespräch der beiden der Bilderreigen vorüber, zu dem ihrem geistigen Ohr das Orgelbrausen der Wogen klang, wieder sahen sie die stolzen, grauen Kolosse sich wiegen, wieder schauten sie die sturmgefeiten, straffen Gestalten der Führer, von denen sie manche persönlich kannten, wieder ein entsetzlicher Schatten, und wieder kam er zu dem Schluß: „Man kann ja eher ein Jahrhundert vorher sagen, als den nächsten Tag, aber ich habe das sichere Gefühl, daß wir Viktor als Sieger wiedersehen werden.“ „Wir wollen es hoffen“, stimmte sie ein; dann erzählte sie lächelnd, daß man ihr die unangenehme Aufgabe aufgeladen habe, einige Arbeiterfamilien zu besuchen, und machte sich zu diesem Kreuzgang, wie sie ihn nannte, bereit. „Na, weißt du, dazu hätte man doch auch irgendeine Lehrerin oder Pastorin bestimmen können“, rief er ihr zu, „die machen das weit besser, als du.“ Sie lächelte, und indem sie die langen dänischen Handschuhe, die sie draußen fast immer trug, glättend über die Taillenärmel zog, erwiderte sie: „Du hast ganz recht, aber in Kriegszeiten kann man sich solchen Aufgaben nicht entziehen, wenn sie einem aufgedrängt werden.“

Die Frau Direktor ging längs der, die Zechenanlagen umschließenden, endlosen Mauer dahin, über welche düstere Gebäude, Maschinenhallen, Kesselanlagen, Materialienhäuser, die plumpen Kühler und das hochstrebende, zierliche, eiserne Schachtgerüst mit seinem rollenden Rad emporragten, dann kam die unabsehbare Reihe von Koksöfen, die ihre düstere Glut entsandten, und dann weitere Fabrikgebäude. Welch häßliche Umgebung! O schönes, grünes Meer! Nun war sie am Ziel: in der Arbeiterkolonie, wo die kleinen Häuschen wie Soldaten von ganz gleichem Aussehen in Reih und Glied nebeneinander stehen. Sie mußte sich einen Ruck geben, um die Abneigung zu überwinden und in das erste Häuschen einzutreten. Die Frau Direktor wurde wie eine Fürstin empfangen, sie erledigte ihren

Fragebogen und plauderte noch einige Worte über den Krieg, die allgemeine Tagesfrage, die alle Unterschiede für den Augenblick überbrückte. Die erste Arbeiterfrau, die sie besuchte, war eine raube Kriegermutter ohne Angst und Zagen. „Pah, so ein Krieg“, rief die Alte übermütig, „das soll auch was sein. Wir werden sie schon verdreschen. Am liebsten“, sie streifte ihr Kleid vom Armel zurück, „zög ich selbst noch 'ne Hose an und klopfte mit drauf.“ Frau Wilhelmi erwähnte, daß ihr Sohn bei der Flotte sei. „Ha“, rief die Alte, „den jungen Herrn kenne ich, der ist wie Blücher, der haut drauf.“ Frau Wilhelmi lächelte geschmeichelt, ging zur nächsten Tür und dann weiter von Haus zu Haus. Sie vergaß ihre Abneigung vor Schmutz und Dunst, vor den bleichen Gesichtsfarben und trüben Augen, denn es fesselte sie, die vielerlei Trostgründe der Frauen zu hören. Die eine fand Trost im Beten, die andere darin, daß der Krieg für Deutschland eine unumgängliche Selbsterhaltungspflicht war, diese war überzeugt, daß ein bestimmter Heiliger ihre Angehörigen beschützen würde, jene rechnete schon mit deren Tod und fand es, auch ohne Horaz gelesen zu haben, süß und ehrenvoll, für das Vaterland zu sterben; die meisten huldigten dem Fatalismus: „Wenn es bestimmt ist, daß er sterben soll, würde er auch hier sterben, denn auch im Bergwerk steht der Mann jederzeit mit einem Fuß im Grab.“ Fast alle schlossen ihre Betrachtungen mit den Worten: „Wenn nur Deutschland siegt!“ Die Frau Direktor war von solcher Vaterlandsliebe verblüfft, sie zeigte sich auch insofern als Fürstin, als sie recht oft ihr Täschchen öffnete und kleine Geldscheine austeilte, die mit größtem Dank angenommen wurden, sie war recht zufrieden mit sich selbst und allen anderen, als sie gegen fünf Uhr die Treppe einer häßlichen Mietkaserne außerhalb der Kolonie emporstieg, zu Frau Roth, deren Name als letzter in ihrer Liste stand; zur „roten Hanne“, dachte sie lächelnd. Auf dem ersten Treppenabsatz sah sie die Tür mit dem Schildchen der Frau Richter, noch zwei Treppen höher, und sie klopfte bei Christian Roth an. Eine

blutjunge, hübsche Frau in hellem baumwollenem Kleid trat ihr entgegen, der man sofort ansah, wie es um sie stand. Frau Wilhelmi erledigte ihre Fragen, während sie sich im Zimmer umfah. Viel war da nicht zu sehen: ein armseliges Bett, ein Tisch, zwei Stühle, eine Wurstpelle auf dem Fensterbrett, an der Wand ein offenbar selbstgefertigtes Regal mit verhältnismäßig vielen Büchern. Frau Roth bemerkte den Blick und den schlechten Eindruck, den er offenbar der Besucherin vermittelte.

„Bei welcher Truppe ist denn Ihr Mann?“ begann diese zu plaudern.

„Der ist Mariner“, antwortete stolz das Frauchen.

„Auf welchem Schiff?“

„Auf der Ariadne.“

„Das ist ja das Schiff meines Sohnes!“

„Jawohl, aber dem wird es doch wohl nicht allein gehören.“

Frau Roth hatte es lächelnd gesagt, aber es lag doch ein so spöttisch hochmütiger Ton in den Worten, daß Frau Wilhelms Herz sich wie eine Mimose zusammenzog. Welch freche Person! dachte sie, aber sie wollte ihr heimzahlen. „Ich sehe, daß Sie ein Rindchen erwarten, haben Sie denn alle Sachen bereit?“ Der jungen Frau schoß das Blut in den Kopf. „Ich werde schon fertig werden“, erwiderte sie mit erkünstelter Gleichgültigkeit. „Ich sehe, Sie haben nicht einmal einen Ofen“, fuhr die Frau Direktor mit scharfem Tone fort, „wo kochen Sie denn?“ „Gegenwärtig hole ich mir das Essen in der Kriegsküche“, war die Antwort. „Wenn Sie jetzt bettlägerig werden, können Sie doch nicht Ihr Essen in der Kriegsküche abholen, und überhaupt haben Sie doch unter diesen Umständen unbedingt einen Ofen nötig; es ist sträflicher Leichtsin von Ihnen, wenn Sie sich darum nicht bekümmern.“ Die Frau Direktor war ernsthaft empört, zugleich aber entnahm sie ihrem Täschchen einen Geldschein: „Hier!“ rief sie befehlend, „nun beschaffen Sie sich sofort einen Ofen und die anderen erforderlichen Sachen!“ Die junge Frau stand am Fenster, und die letzten Strahlen der

Sonne zitterten über ihr blondes Haar, aber sie machte keine Bewegung, um das Geld zu nehmen. Jetzt reckte sie sich hoch und warf den blonden Kopf in den Nacken: „Ich nehme kein Geld von Ihnen“, sprach sie trotzig, „wenn mein Mann hier wäre, würde er schon für den Ofen sorgen.“ „Aber er ist doch nicht hier“, rief Frau Wilhelmi, im höchsten Grade aufgebracht. „Dann nehme ich trotzdem kein Almosen, dazu sind wir viel zu stolz.“ — In Frau Wilhelmi kochte das Blut, sie hätte leicht eine scharfe Erwiderung darauf geben können, aber nein, sie durfte sich doch nicht in Streit einlassen mit der Frau eines Kohlenarbeiters. „Dann ist Ihnen nicht zu helfen. Guten Tag!“ sagte sie mit harter Stimme und verließ mit stolzer Würde das Zimmer.

Noch ganz empört, klopfte Frau Wilhelmi bei der Zeitungsfrau an, denn sie fühlte, sie könne sich nur durch eine Erzählung dieses widerwärtigen Erlebnisses das Herz erleichtern. „Ja, ja, Frau Direktor“, sagte diese, „die rote Hanne ist ein grüner Apfel, ein leichtsinniges, stolzes Weib. Überhaupt, wer einmal mit den Sozialen geht, den hat der Teufel schon beim Haken. Es ist eigentlich schade für solchen fleißigen Mann, wie den Christian; aber jede freie Minute haßt er über seinen Schriften, und dann schwelgen die beiden in der Hoffnung auf den großen Kladderadatsch, auf die Zeit, wo die Arbeiter die Herren sein werden, und nur die Arbeit ein Recht auf Essen gibt.“ „Wie kann denn solch ein Roter ein guter Soldat sein?“ forschte Frau Wilhelmi. „Oh, das geht diesmal besonders gut, die Leute hassen doch hauptsächlich nur den Kapitalismus, und gerade dieser Krieg ist doch vom englischen Kapitalismus gemacht.“ „Sie sind ja eine politisch beschlagene Frau“, sagte Frau Wilhelmi bewundernd, und ihr Blick wandte sich zufällig nach einem schweren Pack Zeitungen auf dem Tisch. „Sie studieren wohl fleißig die Zeitungen, die Sie austragen?“ „Ja gewiß, ich lese sehr gern, es ist fast mein einziges Vergnügen, ich habe nur zu wenig Zeit. Auch heute müßte ich längst unterwegs sein, es ist Zufall, daß Sie mich an-

getroffen haben.“ „Was gibt's denn heute Neues in der Zeitung?“ frug Frau Wilhelmi. „Heute sind schlechte Nachrichten“, erwiderte Frau Richter, „ehrenvolle Verluste zur See, ein Torpedoboot und ein Kreuzer sind untergegangen, die Uriadne.“ — Ein gellender Schrei. „Uriadne?“ ächzte Frau Wilhelmi, indem ihre Augen übergroß Frau Richter anstarrten. Diese hätte gern ihr Wort zurückgenommen, doch da stand es ja in der Zeitung; sie reichte Frau Wilhelmi das Blatt. — Diese war aufgesprungen, einen Blick warf sie auf die schreienden Buchstaben, dann sank sie auf die Knie vor ihrem Stuhl nieder, streckte die Hände empor, wie ein Ertrinkender, und in unklaren Lauten schluchzte ihre Seele: „O Gott, warum hast du mich verlassen?“ Frau Richter wußte nicht, was zu beginnen. Sie hätte Leute zu Hilfe geholt aus dem Hause; aber es ging doch nicht, sie waren doch zu unfein für solche stolze Dame. „Soll ich Ihren Wagen bestellen?“ „Soll ich den Arzt holen?“ Keine Antwort; doch plötzlich fragt Frau Wilhelmi: „Was ist das für Blut auf dem Fußboden?“ Frau Richter schaudert und sagt wie empört: „Aber das ist doch der Widerschein vom Hochofen, sehen Sie nur mal zum Fenster hinaus!“ Die andere hob den Kopf: „Ha, wie das brennt! Die Uriadne!“ schrie sie beim Anblick der wabernden Blut vor dem dunkelblauen Abendhimmel. „Aber, ich bitt' Sie“, widersprach Frau Richter, allmählich ermutigt, „das ist doch kein Schiff. Sehen Sie sich nur mal die Sache genauer an!“ Sie richtete Frau Wilhelmi mit fester Hand auf und führte sie ans Fenster. „Sehen Sie, dort ist das Bureau, dort das Materiallager, dort sausen die Kohlenwagen an der Seilbahn durch die Luft, und hinten sehen Sie die Bäume von Ihrem Park.“ Der Anblick der gewohnten Umgebung brachte Frau Wilhelmi zu sich, der feste Entschluß, sich stark zu zeigen, reckte sich in ihrer Seele auf. Sie nahm ein Zeitungsblatt, und, das Schluchzen gewaltsam niederriggend, las sie laut den „Bericht eines Augenzeugen“: „Uriadne eilte, von dem Kanonendonner der Vorpostenkräfte angerufen, diesen zu Hilfe. Verfolgen und Fühlung

mit dem Feind nehmen, ist die Lösung. Nebel verhüllen die Stärke des Feindes. Schon stößt die Ariadne auf einen der Unfern, der mit zwei englischen Kreuzern der Lionklasse im Kampf liegt. Mutig springt die Ariadne dem Bedrängten bei, aber in diesem Augenblick wird sie beschossen. Ein Treffer in den Kesselraum setzt die Hälfte der Kessel außer Betrieb, noch eine halbe Stunde dauert der ungleiche Kampf, das Achterschiff brennt, doch die übrigen Geschütze feuern weiter. Der Feind hat inzwischen nach Westen abgedreht. Auch auf das Vorderschiff dehnt sich der Brand aus. Die tapfere Ariadne ist dem Untergange geweiht. Treu der Überlieferung mit drei Hurras auf den allerhöchsten Kriegsherrn.“ . . . Hier konnte Frau Wilhelmi sich nicht mehr halten, und es dauerte wieder eine Weile, bis sie ihre Tränen gehemmt und ihre Kräfte gesammelt hatte. Dann wusch sie ihr Gesicht und nahm Abschied. „An die Mutter haben sie nicht mehr gedacht, nur an Kaiser und Reich“, sagte sie. Frau Richter widersprach, doch Frau Wilhelmi bestand auf ihrem Gedanken: „Ich kenne meinen Sohn, und so groß mein Schmerz ist“, fügte sie mit schluchzender, aber gehobener Stimme hinzu, „noch größer ist mein Stolz.“ Kaum hatte sie das Zimmer verlassen, da öffnete sie noch einmal die Tür. „Frau Richter“, sagte sie, „um Himmels willen, verstecken Sie die Zeitung vor der Frau Roth, sorgen Sie, daß sie nichts erfährt! Es würde ihr und dem Kinde schaden. Ich komme morgen nochmal wieder.“ Dann ging sie den Weg nach ihrer Villa, immer hastiger wurde ihr Gang, sie erkannte niemanden auf der Straße, sie sah das Meer, aber nicht mehr in bezaubermendem Reize, sondern als schauerliches Grab.

Als sie ihr Zimmer betreten, wurde ihr von dem Mädchen ein Brief ihres Sohnes überbracht. „Vielleicht das letzte Schreiben eines Toten“, dachte sie schauernd und konnte vor Tränen kaum lesen. Nach dem Brief ging es ihrem Sohn vorzüglich. Nur daß sie auf der Ariadne zu entnervender Tatenlosigkeit verurteilt wären, bekümmerte ihn und die ganze Mannschaft. Der Brief schloß: „Wir

haben einen prächtigen Menschen an Bord, der auf Eurer Zeche arbeitet, Christian Roth heißt er, ein Mann von unverfälglicher Arbeitskraft und außerordentlichem Geschick, dabei ein Draufgänger, der ebensowenig die Stunde erwarten kann, wo wir mit dem ruchlosen Engländer abrechnen.“ Wie ein Stachel ging der Frau Direktor die Erinnerung an die Frechheit der roten Hanne ins Herz.

Ihr Gatte kam, hatte schon mit dem Reichsmarineamt telephonisch gesprochen. „Nur siebzig sind tot“, tröstete er, „Viktor kann unter den Lebenden sein, ich flagge noch nicht halbmaß.“ Der Brief wurde nochmal gelesen, und der Schlusssatz führte auf den roten Christian. Der Direktor kannte ihn, sie aber verschwieg ihr Erlebnis mit seiner Frau. „Ja, die Kerle geben ihr Leben mit Todesverachtung hin, vielleicht ist es auch Lebensverachtung, denn mit ihrer Sozialdemokratie verbittern sie sich ja selbst die Lebensfreude“, sagte der Direktor. „Warum ist nur diese Ungleichheit unter den Menschen?“ fragte sie. „Dumme Frage! Wer soll denn Kohlen hacken? Und Kohlen sind doch kein Luxus, sie sind die treibende Kraft unseres Lebens. Wenn alle gleich sein sollten, müßte jedes Streben nach Vervollkommnung verboten werden, alle müßten auf der niedrigsten Stufe verharren. Übrigens haben die Arbeiter selbst dies Bestreben. Einige arbeiten sich selbst empor, andere in ihren Kindern, aber auch die Lage des gewöhnlichen Arbeiters ist bedeutend gebessert. Gesetzgeber und Arbeitgeber haben in der Fürsorge gewetteifert.“ Er erklärte ihr die sozialen Fürsorgeeinrichtungen, wies darauf hin, daß kein anderer so rechte Feierstunden habe, wie der Arbeiter, und kam nochmal zu dem Schluß: „Die Kerle vergällen sich selbst das Leben durch ihre rote Weisheit.“ „Ich kann nicht leiden“, warf sie ein, „daß du die Arbeiter Kerle nennst, sie tun ihre Arbeit, sowie ihre Kriegspflicht, und haben deshalb Anspruch darauf, auch äußerlich anerkannt zu werden; von ihren Feierstunden würden sie vielleicht mehr haben, wenn gebildete Menschen mehr mit ihnen verkehren möchten.“ „Liebste“, erwiderte er ernst, „ich

kann als Berufsmensch die Arbeiter nicht als Herren titulieren, und sie würden sich sehr verbitten, wenn ich mich um ihre Feierstunden kümmerte.“ Frau Wilhelmi konnte im Gedanken an die rote Hanne ihrem Mann nicht unrecht geben, zugleich bat sie diesen: „Tu mir doch den Gefallen und telegraphiere an das Marineamt noch einmal wegen Christian Roth!“ Der Direktor ging hinaus, um gleich durch den Fernsprecher die Depesche aufzugeben. Alle Erdkräfte standen ja im Dienst des Verkehrs zu Gebote. Bei seiner Rückkehr fand er die Gattin wieder in Tränen, er nötigte sie, noch eine Flasche Sekt als Schlummertrunk mit ihm zu leeren, und dann suchten beide ihr Lager auf.

Am folgenden Morgen war Frau Wilhelmi's erster Gang zur roten Hanne, um zu sehen, ob die Unglücksbotschaft ihr geschadet habe, und siehe da, das große Ereignis hatte sich schon abgespielt, im Rissen neben ihr atmete ein Junge, rosig, stark und mit lichtblonden Flimmerhärchen, sie selbst aber litt an heftigem Fieber. Die Frau Direktor ließ sofort ihren Arzt rufen, lüftete die Fenster der dumpfen Stube, und dann sah sie sich die Bücher an: „Das Buch der Erfindungen“ zwölf Bände mit den Quittungen über die Abzahlungen, Rechenbücher, Karl Marx: „Das Kapital“, „Die Kunst, Aufsätze zu machen“, „Englisch durch Selbstunterricht“ und andere. „Das studiert ein Kohlenarbeiter?“ frug sie sich verwundert. Die Zeitungsfrau kam und versicherte, daß Frau Roth von dem Unglück nichts wissen könne; dennoch spielte in deren Fieber der Untergang der Ariadne eine Hauptrolle. Als der Arzt kam, fand er zwei Kranke, der körperlich kranken Frau Roth verordnete er Medizin und Kompressen, der seelisch kranken Frau Direktor eine Erholungsreise. „Nein“, sagte diese fest, „ich bleibe hier, um Frau Roth zu pflegen“, und alle Gegengründe waren fruchtlos. So wurde sie Krankenschwester zunächst im Nebenberuf; da aber schlechte Ernährung des Körpers sich bei Frau Roth heftig rächte, und die Erkrankung rasch lebensgefährlich wurde, forderte die Pflege immer mehr Frau Wilhelmi's ganze Kraft. — Dem

Direktor war die Ablenkung für seine Frau nicht unwillkommen, weil die Nachricht über Viktors Schicksal noch immer auf sich warten ließ. Alle Erdkräfte standen im Dienst des Verkehrs zu Gebote, aber gerade im Krieg, wo man nach einer einzigen Nachricht mit Fieberdurst lechzte, versagte der Verkehr. So erklärte er: „Wenn ich nicht auf das Essen zu warten brauche wegen der Suppen, die du für Fremde kochst, ist es mir gleich.“ Frau Wilhelmi frug kaum mehr um Nachricht, sie hatte sich darin ergeben, daß der Kampf um das Meer ihr den Sohn geraubt. Wenn sie aber zu Hause darüber nachdachte, weshalb sie ihre eigene Behaglichkeit für eine Arbeiterfrau opfere, dann war es ihr, als ob eine unsichtbare Gestalt ihr winke; wie eine Lufterscheinung schritt diese vor ihr her zum Hause der Frau Roth, sie sah nur bisweilen den Zipfel ihres Kleides, der mit wunderbarem Glanze über die schwarze Straße glitt. Eines Tages kamen die amtlichen Mitteilungen: Viktor war als Gefangener in England, Christian Roth von einer Granate zerrissen, er hatte nicht gelitten. Frau Wilhelmis Herz wollte frohlocken, da hörte sie die Gestalt neben sich flüstern: „Wenn es nun umgekehrt wäre, Christian Roth gefangen und lebendig, Viktor Wilhelmi tot?“ Sie schämte sich.

Der kleine Junge gedieh prächtig, und eines Tages schaute auch das junge, bleiche Weib auf seinem Schmerzenslager zu Frau Wilhelmi mit einem staunenden Blick des Erkennens auf, der dann weiterwanderte nach dem neuen Lehnstuhl, dem Ofen, den neuen Vorhängen am Fenster. — „Ist der Umsturz schon gewesen?“ frug die Kranke. „Ja“, lächelte Frau Wilhelmi, „und ich bin Wärterin bei Ihnen geworden.“ „Ist denn der Krieg aus?“ „Noch nicht ganz“, erwiderte Frau Wilhelmi, „aber nun sehen Sie sich mal Ihren prächtigen Jungen an!“ Hanne lächelte selig und sank in die Kissen zurück. Ihre wachen Augenblicke und ihr Interesse für das Kind nahmen zu. „Wenn Ihr Mann wirklich den Heldentod sterben müßte, mit solchem Jungen könnten Sie immer noch glücklich sein“, bemerkte einmal

Frau Wilhelmi. „Er wird doch auch nur Kohlenarbeiter werden können“, klagte Hanne. „Das kann man nicht wissen, ebensogut kann er Fabrikherr, Zechendirektor, ein Gelehrter werden.“ Frau Wilhelmi grübelte ordentlich darüber nach, wie sie das Herz der jungen Arbeiterfrau mit Mut und Hoffen erfüllen könnte, nachdem bisher der Zukunftsstaat ihre einzige Hoffnung gewesen. — Inzwischen waren wieder zwei Briefe angekommen, einer von Viktor aus dem englischen Gefangenenlager, — es ging ihm unglaublich wohl —, ein anderer als Begleitbrief des Eisernen Kreuzes für Christian Roth. — Frau Direktor war entschlossen, ihrem Pflegling jetzt die Wahrheit zu sagen, als diese an einem Nachmittag flehentlich darum bat mit dem ehrenwörtlichen Versprechen, ganz stark zu bleiben. Frau Wilhelmi las ihr den Brief vor, der Christians Heldenmut und Pflichttreue in herzlichsten Worten pries, und als der erste Schmerz der Frau sich ausgetobt, heftete sie dieses lächelnd das Eisent Kreuz an. „Sie haben ja auch mit Lebensgefahr fürs Vaterland gewirkt“, scherzte sie, „indem Sie den kleinen Ersahmann da zur Welt brachten, und es fehlte wahrhaftig nicht viel, so hätten Sie Ihr Leben dafür geopfert, denn Sie standen mindestens schon auf der Schwelle des Jenseits.“ Frau Roth hob ihr tränenüberströmtes Gesicht, und ihre Lippen lächelten: „Ich habe es lange geahnt, und es ist gut so, daß mein Mann solchen Heldentod gestorben ist. Sein Leben wäre doch glücklich geblieben.“ Und als Frau Wilhelmi sie fast starr vor Staunen ansah, schüttete Frau Roth ihr Herz aus und erzählte, wie ihres Mannes Leben durch das Gefühl verbittert worden war, ein verachteter Kohlenarbeiter zu sein; durch die Erfahrung, daß diejenigen Menschen, zu denen er sich zählte und hingezogen fühlte, jede Berührung mit ihm abschnitten, sobald er sich als Arbeiter zu erkennen gab. Darum hatte er sich fortgesetzt bemüht, in andere Berufe einzudringen, aber jede Brücke brach zusammen, sobald er er sich als bisheriger Arbeiter entpuppte. „So würde er glücklich und unzufrieden weitergestrebt haben“, meinte

Hanne, „wenn nicht der Krieg ihm Gelegenheit geboten hätte, zu zeigen, was er wert war.“ — Frau Wilhelmi stuzte. Hatte sie nicht schon einmal mit ihrem Mann über solche Schäden der Gesellschaft gesprochen? Sie hätte ja allerlei erwidern können von der anerkannten Bedeutung des Arbeiters, aus dessen Mühsal alles Herrliche und Glänzende der Welt entkeimt, doch sie schwieg. Ein anderes Mal kam sie auf das Schicksal des toten Christian zurück. — „Ich möchte Ihnen nicht zu nahe treten“, sagte sie zu ihrer jungen Freundin, „aber ich möchte doch wissen, weshalb Sie es nicht fertigbrachten, Ihren Mann alle Mißachtung der Welt durch Ihre Liebe vergessen zu machen.“ „Ich hätte es vielleicht fertiggebracht“, erwiderte Hanne, und ihre Tränen rannen, „ich habe meine Pflicht als Frau nicht erfüllt, weil ich nicht dazu fähig war. Mein Mann führte mich, ich folgte ihm, was er begehrte, begehrte ich, was er verschmähte, verschmähte ich. Erst durch Sie habe ich erkannt, daß die Sonne für alle gemeinsam ist, und die Frau dem Mann den Kopf nach der Sonne drehen kann. Ohne Ihre Hilfe wäre ich aber dumm geblieben und hätte mich nicht zurechtgefunden in der verworrenen Menschenwelt, die dem Arbeiter durch den Zukunftsbilderschwindel nur noch mehr verwirrt wird. Aus Büchern kann man ja vieles lernen, mein Mann und ich haben bei ihnen unser Heil gesucht, aber wieviel besser ging es mir, als ich mich mit Ihnen einmal über die wichtigsten Dinge aussprechen durfte. Wäre ich früher mit Ihnen bekannt gewesen, meine Ehe wäre eine andere geworden, doch nur der Krieg konnte ja solches Opfer Ihrerseits bewirken.“ „Sie dummes Ding!“ entgegnete Frau Wilhelmi, „sprechen Sie nicht wieder von Opfer, aber selbst wenn es eins wäre, müßte ich mich dazu verpflichtet fühlen, denn ein kleines Opfer an Zeit bin ich wohl meinen Mitmenschen, den Kindern des gleichen Volkes, des gleichen Blutes schuldig, wenn ich ihnen helfen kann.“

Die Frau Direktor hatte sich, seitdem ihr Krankenwärterdienst überflüssig geworden, mit besonderem Eifer dem Kriegsliebesdienst gewidmet; man sah ihre hohe, ehr-

würdige Gestalt sehr häufig in den Lazaretten, bei allen Arbeiten der Kriegsfürsorge, aber auch in den Häuschen der Arbeiterkolonie sprach sie oftmals vor; ihre stete Begleiterin, Helferin, Adjutantin war die hübsche, temperamentvolle Frau Roth, flink und zweckvoll, wie ein Maschinchen, und begeistert, wie ein Dichter. Frau Wilhelmi entdeckte immer neue schätzenswerte Eigenschaften an ihr, ihre Rechtlichkeit, Gewissenhaftigkeit, ihr Bildungsdrang, ihre Empfänglichkeit weckten auf Schritt und Tritt ihre Bewunderung, auch der Herr Direktor erklärte sie für einen ganz „patenten“ Engel der Barmherzigkeit. Seine Frau hatte mit ihm inzwischen öfter über die Wandlung ihrer Ansichten gesprochen, sie war Feuer und Flamme dafür, daß es Sache der Frau wäre, den Arbeiterfamilien persönlich näherzutreten und so die bestehende Gegensätzlichkeit zu überwinden. Ihre Begeisterung drängte sieghaft alle Bedenken ihres Gatten zurück; wer wollte ihr widerstehen, wenn sie mit leuchtenden Augen rief: „Deutschland hat draußen so viele Feinde, daß sich die Klassen im Innern nicht mehr feindlich gegenüberstehen dürfen. Wie alle gemeinsam geblutet, so sollten alle Schichten des Volkes gemeinsame Sache machen, um einander zu helfen und zu fördern.“ Auch ihren Plan, zunächst die heranwachsenden Arbeiter-töchter mit denen anderer Kreise zu einem Strickkränzchen zusammenzuführen, bei dem Vorträge gehalten werden sollten, hatte sie bereits mit ihrem Gatten besprochen. Gerade der Krieg bot Gelegenheit zu Vorträgen, die alle fesselten und zu einer gemeinsamen Unterhaltung anregten. Die vorhandenen Bildungsunterschiede würden bei diesem Stoff niemanden von der Unterhaltung ausschließen, und späterhin wollte sie schon sorgen, daß diese Unterschiede verschwänden. Oh, sie hatte noch große, schöne, beglückende Pläne für die spätere Friedenszeit.

Inzwischen war ihr etwas zu Ohren gekommen, was sie anfangs im tiefsten Innern empörte. Die jungen Damen der sogenannten besseren Gesellschaft wollten sich dem harmlosen Plan des Strickkränzchens widersetzen; ein Herr hatte

sich dahin geäußert, daß, wenn auch der rote Christian einmal auf demselben Rahn mit Viktor Wilhelmi gefahren sei und bei einem sogenannten Vorpostengefecht bei Helgoland den Tod erlitten habe, dies doch keinesfalls entschuldigen könne, daß die Frau Direktor mit der roten Hanne gewissermaßen verkehre; eine befreundete Dame hatte ihr Entsetzen darüber geäußert, daß die Frau Direktor kürzlich eine alte, etwas gelähmte Arbeiterfrau in ihrem Wagen mit in die Stadt gefahren und nachher wieder abgeholt habe. —

Der Direktor lachte von Herzen, als seine Gattin ihm dies erzählte. „Ja, mein Kind“, sagte er, „die wohlhabenden Kreise wollen eben keine Berührung mit den Arbeitern. Das ist einmal so, seitdem die Großindustrie sich entwickelt, und die große, dichte graue Masse der Arbeiterschaft sich gebildet hat. Großenteils sind auch die Arbeiter selbst schuld daran, weil ihr Benehmen nicht danach angeht, daß andere Leute mit ihnen verkehren konnten.“

„Sie bilden eine große, dichte Masse“, erwiderte einmal seine Frau, „eine Masse, wie das Meer. Weißt du noch, wie wir einmal auf der Insel Föhr der Brandung zuschauten, und sie uns erschien, als ob die Meerfrauen ihre zerfließenden Schleier gegen den Himmel wüfren. Da auf einmal klatschte uns etwas vor die Füße: ein toter Delfhin. Das Tier machte einen scheußlichen Eindruck, und es war recht ungezogen vom Meer, uns so aus unserer schönen Schwärmerie aufzuschrecken. Aber haben wir wegen solcher Ungezogenheit das ganze Meer verdammt, oder ist es deshalb weniger wahr, daß die unergründliche Masse auch Muscheln und Perlen in sich trägt und uns diese ebensowohl zu Füßen werfen konnte? Siehst du, ebensowenig kann man die Arbeitermasse mißachten oder als feindlich ansehen oder leugnen, daß auch sie in ihrem unergründlichen Schoße viele, viele Perlen birgt, ebensogut wie Quallen und Delfhine. Es ist ewig schade, wenn eine solche Perle sich selbst zerstört, weil niemand sich die Mühe geben will, sie als Perle zu erkennen. Denk' nur an Christian Roth!“

„Ich verstehe dich ganz gut, mein Lieb“, sagte der

Direktor, „doch mußt gerade du dir neben deinen Hausstandsorgen diese Perlenfischerei aufbürden? Da gibt es doch unverheiratete Frauen, die viel mehr Zeit haben, als du.“

„Ich werde sie mir schon heranholen“, versetzte sie mutig, „doch ich selbst muß vorangehen. Sieh mal, wir beide sind der gesellschaftlichen Achtung sicher, nach der andere noch streben. Andere können fürchten, sich etwas zu vergeben, wir brauchen nicht nach anderen zu schauen, weil niemand gesellschaftlich über uns steht.“

„Und trotz aller Achtung, die du genießest, werden die jungen Damen der Gesellschaft sich deinem Plan widersetzen, auch wenn sie an dem Kränzchen teilnehmen. Sie sind zu gefallsüchtigen Puppen erzogen, und in ihnen Gemein Sinn zu wecken, ist schwer.“

„Nun, man muß es versuchen. Übrigens sagte mir heute die Zeitungsfrau, ich hätte mich seit der Seeschlacht um zehn Jahre verjüngt, vielleicht kann ich den jungen Damen noch zeigen, daß ich jünger bin, als sie.“

„Ich wünsche dir von Herzen allen Erfolg, mein Leev, aber vom Klatsch wirst du nicht verschont bleiben.“

„Mag es sein“, sagte sie, „unser Viktor ist in der Seeschlacht den klatschenden Meereswogen glücklich entronnen, es wird auch mir nicht ans Leben gehen, wenn die Wogen des Klatsches klatschend über mir zusammenschlagen. Du weißt doch noch, wie wir an der Waterkant sagen: Dor lach id öwer.“

Frau Wilhelmi behielt recht. Während draußen Deutschland seinen Heldenkampf weiterfocht, führte sie siegreich einen kleinen Krieg gegen gesellschaftliche Vorurteile. Wie eine frische Seebrise blies Frau Wilhelmis Begeisterung in den trüben Dunst hinein. Die Erscheinung mit der leuchtenden Schleppe, jetzt kannte sie ihren Namen, sie war die Königin aller Tugenden: die Nächstenliebe. Frau Wilhelmi und Hanne Roth blieben die Leibtrabanten der Königin, doch ein Heer von Frauen scharte sich um ihren

Thron und fand, daß das eigene Leben seitdem reicher und heller geworden war. Freudlos und zwecklos wie die schwarzen Rauchwolken waren früher ihre Gedanken dahingeflattert, die der einen getrieben vom Streben, Macht und Besitz zur Schau zu tragen, die der anderen, aus der schwarzen Quelle des Neides und der Mißgunst sprudelnd. Wieviel schöne Herzenskraft wurde da in häßlichem Dunst verpufft! Jetzt schlugen die Herzen in freudiger Glut und Begeisterung für das gemeinsame Vaterland zusammen, und während droben wie immer die phantastischen Rauchwolken zerflatternd über die Industriestadt wehten, verschlangen sich unten die Gedanken der arbeitenden und der freien Frauen in dem beglückenden Gefühl bewußten Zusammenwirkens. Aus der geschwollenen Treibhausblüte der Industriestadt quoll allgemach ein lieblicher geistiger Duft und machte sie zu einer reichen natürlichen, zu einer wirklichen Blüte.

# Heilige Einfalt

Mein Freund Max hatte etwa ein Jahr vor Ausbruch des Krieges seine geliebte Anita heimgeführt, ein schlankes, zartes, feines Geschöpfchen, man hätte sie wohl mit einem Rosaseidenzwirn vergleichen können oder einem jener süßen hohen Geigentöne der E-Saite, die sich langgezogen aus dem Dasein herauszingen. Max, der wohlbeleibte Recke, nahm sich schwerfällig aus neben seiner Prinzessin, aber beider Herzen klangen so gut zusammen, wie ein gewichtiges Römerglas und ein feiner Sektflsch, trotz aller äußeren Verschiedenheit.

Max hatte bei der Matrosen-Artillerie gedient und mußte sich als Maat in Cuxhaven stellen, so war für sein Leben vorläufig nicht viel zu befürchten. Ende September erfuhr ich jedoch von seiner Gattin, daß er sich schon vor einem Monat freiwillig zu dem von der Marine gebildeten Expeditionskorps gemeldet habe, das zu Land auf belgischem Boden an dem Kampf teilnahm. Sein letzter Brief, den die Junge Frau mir zu lesen gab, war voll Zuversicht, aber dennoch und trotz ihres Leugnens schien mir, daß Anita sich Sorge machte. Müdigkeit dämmerte aus ihren Augen, ihre sonst so lebhafteste Beweglichkeit war wie gelähmt, sie schien mir bedrückt, wie eine Apfelblüte unter der Schneelast des März. Als ich bald darauf ihre Mutter traf, begann diese gleich zu klagen. „Anita wird täglich magerer“, sagte diese Dame, die in bezug auf Körperfülle geradezu einen Gegensatz zu ihrer Tochter bildete, „sie ist ja ohnehin nur ein Püppchen, und ich fürchte, daß sie von dem Krieg noch krank wird.“ Ich suchte die Mutter zu

trösten, mußte aber innerlich ihre Bangigkeit um Anita begründet finden. —

Am 9. Oktober kündete ein Privattelegramm den lang erwarteten Fall Antwerpens an, und am folgenden Tage bestätigte die Depesche aus dem Großen Hauptquartier die frohe Botschaft. Die Glockentöne rauschten wie feierlicher Lobgesang, Fahngirlanden schlängelten sich hurtig an beiden Seiten der Straße entlang, und wer sich freimachen konnte, eilte zur Siegesfeier in der städtischen Festhalle, die durch Maueranschläge auf sechs Uhr abends angekündigt war. Ich hatte kaum eine Stunde übrig, aber an solchem Tage, wo das Rad der Weltgeschichte knarrend um einen Zahn weitergerückt ist, will man doch nicht, wie Vogel Strauß, den Kopf in den Sand stecken; so eilte auch ich dorthin. Die Feier fand im Freien statt auf der Terrasse, die, von hohen Bäumen, wie von Tempelsäulen umgeben, von frohen Menschen dicht besetzt, einen wehevoll festlichen Anblick bot. Musik klang mir schon entgegen: Das Niederländische Dankgebet. Die vordere Reihe auf der Terrasse nach dem Park zu, gewissermaßen die Ehrenplätze, nahmen die Feldgrauen ein, die Verwundeten der Lazarette, hinter ihnen drängten sich die Bürger und zahlreiche Damen an weißgedeckten Tischen. Unter den Verwundeten bemerkte ich gleich einen Artilleristen, namens Jäger, den ich vor wenigen Tagen im Lazarett kennen gelernt, und der mir von den Kämpfen bei Maubeuge und dem Transport der großen Mörser von dort nach Antwerpen erzählt hatte. Ich winkte ihm grüßend zu, doch zugleich bemerkte ich an einem der hinteren Tische unter einem schwarzen Samthut Frau Anitas liebliches Antlitz zwischen dem breiten blassen ihrer Mutter und dem breiten purpurfarbenen ihres grauköpfigen Onkels Karl. Der jungen Frau wollte ich doch meine Freude darüber aussprechen, daß ihr Mar jetzt in Antwerpen seinen Siegeseinzug gehalten, also schlängelte ich mich an ihren Tisch. Anitas Augen funkelten im Triumph, von dem müden Zug, der mich neulich erschreckt, war keine Spur mehr, wie junge, fliegende Hoffnung sah sie aus.

„Max hat seine Sache gut gemacht“, rief ich, und sie übermittelte mir unter den Klängen eines neuen Musikstücks die besten Nachrichten und einen Gruß von Max, dann aber wurde unser Gespräch ernsthaft unterbrochen durch die Festrede. Worte wie Hammerschläge, denen wie klingendes Metall die erregten Herzen antworteten. Namentlich, wenn der Redner darauf hinwies, daß das einstige belgische Bollwerk Antwerpen jetzt für Deutschland ein Stützpunkt, eine Burg im Kampf gegen den Hauptfeind England werden würde, klangen die Herzen in lauten Zwischenrufen. Ich sah Anita an; ihre Augen sprühten von Begeisterung. Dann jubelten wir: „Heil dir im Siegerkranz“, stießen flammenden Herzens mit den Gläsern an und sanken dann langsam aus dem Sonnenreich der Begeisterung auf die Erde zurück.

Die Mutter erinnerte sich ihres letzten Gespräches mit mir. „Anita sieht heute viel besser aus, als sonst“, sagte sie, „aber erst seit heute morgen. Sie hat vorige Nacht einmal gut geschlafen; nun frage ich nur: Weshalb schläft sie nicht immer gut?“ Onkel Karl bemerkte: „Gestern abend habe ich ihr mitgeteilt, daß Antwerpen gefallen sei.“ „Ihre Frau Mutter hat recht“, bemerkte ich, zu Anita gewandt, „Sie sollten immer gut schlafen. Schlaf ist das beste Lebenselixier.“ „Aber wenn ich nicht kann!“ trotzte Anita. „Weshalb kannst du denn nicht?“ frug gutmütig Onkel Karl. „Das ist mein Geheimnis“, war die Antwort. „Nun rück aber mal heraus mit diesem Geheimnis!“ befahl barsch die Mutter. Die junge Frau sträubte sich nicht wenig, aber unser Zureden und ihre eigene gehobene Stimmung brachen den Bann. Endlich kam es heraus: „Ich helfe nachts die großen Kanonen schieben“, sagte Anita. Onkel Karl lachte laut auf. Die Mutter sah starr ihre Tochter an und faßte ihr Urteil in die lapidarischen Worte: „Du bist verrückt!“ Ich bezwang meinen Lachreiz und bemühte mich, wie ein Untersuchungsrichter, dem Sinn der Worte auf den Grund zu kommen. Anita schien Vertrauen zu mir zu fassen, unter wiederholtem Zögern machte sie folgendes Bekenntnis: „Wenn ich müde und matt die Augen schließe, kommt mir

plötzlich der Gedanke, ob draußen auch die großen Brummer zur Stelle sind, und der Gedanke läßt mir keine Ruh. Ich denke mir, diese oder jene Festung muß bestürmt werden, die Brummer würden sie leicht zusammenschießen, aber weil sie noch nicht eingetroffen sind, wie zum Beispiel in Lüttich, müssen um so mehr Soldaten geopfert werden. Eine furchtbare Angst faßt mich an. Ich sehe die großen Kanonen auf dem Marsch, langsam rücken sie weiter, ich fasse mit an, greife in die Speichen, ich drücke, schürge, schiebe mit all meiner Kraft, die Dinger sind so schwerfällig, Hindernisse halten uns auf, aber wir lassen nicht nach, denn tausende Leben stehen auf dem Spiel, so kommen wir vor der Festung an, und dann erst, wenn die großen Brummer schießen, kann ich schlafen.“ „Kein Wunder“, warf ich ein, „wenn Sie danach am Tage müde aussehen.“ „Ich weiß ja, daß es eine fixe Idee, daß es Unsinn ist“, fuhr Anita fort, „daß ich leider, leider von hier aus keine Kanonen schießen, daß ich gar nichts nutzen kann. Aber was hilft das? Ich muß. Nur gestern abend, nachdem Onkel Karl mir gesagt, daß Antwerpen gefallen sei, bin ich gleich traumlos eingeschlafen.“ Die Musik begann zu spielen und schnitt eine weitere Unterhaltung ab, nur von der treuen Mutter Mund klangen nochmal, wie das Rasseln eines Fallbeils, die Worte: „Du bist verrückt.“ Ich hätte der Mutter fast recht gegeben; solche Ansichten von den Kruppschen Knalldroschken waren doch zu kindlich, aber anderseits stand ich staunend vor der Tiefe des Gemüths, der Weichheit der Empfindung, mit der diese junge Frau an dem Schicksal unserer Krieger teilnahm. Meine Augen ruhten auf ihrem Händchen. Wie ein zierliches Kunstwerk von Elfenbein erschien es mir, die Fingerchen waren so dünn und zart, wie Spinnweben und Mondeschimmer, und mit diesen griff die Prinzessin im Traum in die Speichen der großen Brummer und schob und schürgte! Da fiel mir der verwundete Artillerist ein, Herr Jäger, ich ging zu ihm und konnte den Feldgrauen gleich nach Beendigung des Musikstückes an unserem Tisch vorstellen. „Ein kölnischer Junge“, fügte ich hinzu, „der

zwei 42-Zentimeter-Mörser von Maubeuge nach Antwerpen begleitet hat.“ „Bitte, Herr Jäger“, fuhr ich fort, „erzählen Sie doch den Damen mal etwas von den Rieskanonen!“ Und Herr Jäger begann: „Wir hatten ein Pärchen dieser Mordinstrumente von Maubeuge nach Antwerpen zu befördern. Die Mörser treten nämlich auch paarweise auf, wie die Frankfurter Würstchen, oder die Menschen: Es müssen immer zweie sein. Aber dieses Pärchen ist von einer abgeschmackt unbehilflichen Leibesbeschaffenheit, drum wird jede Kanone in acht Stücke zerlegt, und jedes Stück von drei Motorwagen gezogen. Wir hatten 26 solche Maschinen, die einer Dampfwalze glichen, wie eine Schwester der anderen. Zwei Maschinen waren in Reserve, um bei Steigungen nachzuhelfen. Mit 400 Mann Bedeckung haben wir die Monstren nach Antwerpen gebracht.“ Dann schilderte er das Zusammensehen der Mörser, ihre Einzementierung, ihr Laden bis zu dem Augenblick, wo der Leutnant Feuer kommandiert, und der Gruß von der Frau Berta aus Essen, die gewaltige Granate, unter Flammen und ohrenbetäubendem Knall, der in hundert Meter Entfernung die Scheiben zertrümmert und die Dächer abdeckt, in die Wolken fliegt, federleicht, wie der Gummiball eines Kindes.

Frau Anita lauschte mit größtem Erstaunen diesen Enthüllungen, noch mehrere Freunde Onkel Karls hatten sich an den Tisch gesellt und freuten sich ebenfalls an den munteren Erzählungen des Feldgrauen, ich aber mußte mich verabschieden. Frau Anita drückte ich zuletzt die Hand. „Jetzt halten Sie mich sicher für bodenlos dumm“, flüsterte sie errötend. „Für dumm? Bewahre, für heilig!“ rief ich zurück und eilte fort.

Das Wort war vielleicht etwas überschwenglich, aber ich fand im Augenblick kein anderes. Gehört hatte es ja niemand, aber, wenn auch, ich wollte es schon vertreten. Heilige Einfalt! Es zeugte von großer Unkenntnis, daß Anita glaubte, mit ihren Händchen 42-Zentimeter-Mörser schießen zu können; aber daß sie keine Ruhe findet, bis sie

im Geist die Mörser geschoben hat, weil sie weiß, daß durch die Arbeit der Mörser teureres deutsches Soldatenblut gespart wird, darin offenbart sich die edelste, feinste Kultur des Gefühls und des Willens, die mehr gilt, als alle Kenntniss und Geisteskultur. Ja, das ist heilige Einfalt. Mein Freund Max hat mit seiner schwächtigen, zarten Prinzessin einen Haupttreffer gemacht; aber auch für das Vaterland, dessen Frauen so innig für sein Wohl fühlen, ist schon dieses eine Bürgschaft des Bestandes. Wenn es eine magnetische Fernwirkung des sehnenden Wunsches gäbe, würden schon allein die deutschen Frauen ihr Vaterland zum Siege führen.

# Der Ruf aus Esingtau

Frau Hermine, die schöne, geistreiche, verwöhnte Gattin des Rechtsanwalts und Landwehrhauptmanns Gärtner, saß an ihrem zierlichen Schreibtisch und las mit fast feindlich blickenden Augen folgenden, monatealten Brief an ihren Mann:

„Liebster Hugo! Ich wollte tapfer sein, aber ein heute über uns hereingebrochenenes Unglück schlägt alle guten Vorsätze in Scherben. Denke Dir, unser Felix soll vom Besuch der Schule ausgeschlossen werden, weil er und Hans Ostwald die Arbeitshefte früherer Tertianer zum Abschreiben ihrer Arbeiten benutzt und auch anderen Schülern geliehen haben. Ich besuchte seine Lehrer, die ihn rücksichtslos als den fahrlässigsten, zerstreutesten, pflichtvergessensten Schüler bezeichnen. Vergebens wies ich darauf hin, daß Felix ein zartbesaiteter Junge ist, mit dem man Nachsicht üben muß. Man lächelte, der Direktor machte sogar seine Witz über den Vorfall. In halb Europa, sagte er, werden alle Brücken scharf bewacht, und wir dürfen bei den Eselsbrücken Ihres Sohnes die Augen nicht zudrücken. Oh, wie ich diese Professoren verabscheue, aber wie machtlos stehe ich als Kriegersfrau ihnen gegenüber! Du opferst Dich für Deutschlands Zukunft, und derweil zerschellt unsere eigene Zukunftshoffnung, denn was soll aus Felix werden, wenn die Drohung wahrgemacht, und er von der Schule geworfen wird? Warum mußtest Du mich gerade vor einem solchen Schicksalschlag im Stich lassen? Ich bitte Dich dringend, Urlaub zu nehmen, damit Du die Sache bei den Lehrern in Ordnung bringst.“

Frau Gärtner lehnte sich in ihrem Sessel zurück. Wie fremd, wie erbärmlich erschien ihr die Frau, die vor einigen Monaten diesen Brief schrieb, und doch, diese fremde, erbärmliche Frau war sie selbst. Die Vorfälle jenes Unglückstages schwebten nochmals an ihrem Geist vorüber. — Als sie den Brief geschrieben, wollte sie ihn persönlich zur Post bringen. Unterwegs sprach sie eben bei Frau Ostwald, ihrer Freundin und Leidensgenossin, vor. Diese saß im Zimmer, ein Waschbecken und Salbentöpfchen vor sich. „Bist du krank?“ „Nein, Hermine, aber ich habe meinen Hans verprügelt.“ Dann hatten sie beide ihre Klagen ausgetauscht über die Schule, die Lehrer, den Krieg, der auch Herrn Ostwald entführt hatte, und schließlich über die edlen Spießgesellen Hans und Felix. „Du kannst nichts Besseres tun, als Felix ebenfalls verprügeln“, hatte Frau Ostwald gesagt. „Kloppstock ist das einzige Mittel; und wenn dich danach die Hände schmerzen, ist dies das einzige Mittel: du nimmst Schwanencreme und reibst ein.“ Mit diesem Rat war Frau Gärtner gegangen. Fadenfett für den Jungen, Schwanenfett für sie. Fast mußte sie darüber lachen, daß durch die zwei Fette das gesunkene Pflichtgefühl bei Felix gehoben werden sollte. Sie wußte ja selbst, daß ein frischer, fröhlicher Klaps bei Unarten gut am Platze ist, aber je mehr sie über Felix nachdachte, um so tiefer schien ihr das Übel bei ihm zu stecken. Wo hatte sie nur einst gelesen von jungen Menschen mit krankem Hirn und morschem Herzen? Wenn sie so manches bedachte, sein schweigendes, träumerisches, zurückgezogenes Wesen, die oft hervorspringende Lieblosigkeit, die Verachtung seiner Pflichten, all dies Unmännliche in seinem Charakter, dann paßte gerade für Felix das Bild vom kranken Hirn und morschem Herzen.

In finstern Sinnen ging sie weiter. An einem Laden sah sie eine Gruppe Menschen vor einem neuen Extrablatt versammelt. Neugierig trat sie hinzu und las die strosenden Zeilen: „Einstehe für Pflichterfüllung bis zum Außersten“, hatte Mayer-Waldeck aus Esingtau telegraphiert.

Wie ein eherner Schlag pochte jedes dieser Worte an ihr Herz, Worte aus einer fernen Welt, nicht nur räumlich, auch geistig fern, komprimierte Worte, die sich in ihrer Seele zu Gestalten und Gedanken lösten. Sie sah im Geist das Häuflein Getreuer auf der fernen Wacht, das hier gelobte, Blut und Leben zu versprechen, um seine Pflicht zu erfüllen. Wie stolz konnte Deutschland auf solche Söhne sein. Und sie selbst hatte einen pflichtvergeffenen Sohn. Hastiger eilte sie vorwärts, als wollte sie diesem Gedanken enttrinnen; jetzt war sie an der Post, jetzt rief sie ihren Mann zurück zum Beistand gegen ihren eigenen Gedanken. Langsam schob sie den Brief unter die metallenen Zähne des Briefkastens, da war es ihr, als ob ihr Gedanke körperlich neben ihr stehe, leise ihre Hand faßte, und diese zurückzöge mitsamt dem Brief.

„Nein“, sagte der Gedanke, „sende den Brief nicht ab! Dein Mann erfüllt draußen seine Wehrpflicht, und du zeigst dich wehrlos deinem Knaben gegenüber. Hast denn du deine Pflichten erfüllt?“

„O gewiß“, verteidigte sie sich, „meine Mutterpflichten. Habe ich meine Kinder nicht einst betreut bei Tag und Nacht, war nicht die Kinderstube meine Welt?“

„Und heute?“ fragte der Gedanke streng.

„Je nun, ich erfülle doch meine Pflichten, ich verwalte mein Hauswesen, kleide mich geschmackvoll, man bewundert mich als lebenswürdige Wirtin.“

„Und das hältst du für wichtiger, als die geistige Entfaltung einer Menschenblüte, deines Sohnes?“ —

„Ich kann doch nicht seine lateinischen und griechischen Arbeiten prüfen.“

„Das ist nebensächlich“, trostete der Gedanke, „die Zweige wachsen von selbst, wenn die Wurzel gut ist, du hast die Wurzel, dein Pflichtgefühl, verkommen lassen.“ —

Immer heftiger setzte der Gedanke ihr zu: „Unsere Soldaten trohen allen Entbehrungen, trohen dem Tod, lassen sich zu Krüppeln schießen in Erfüllung einer idealen

Pflicht. Was aber nutzen alle Opfer, wenn das künftige Geschlecht nicht ebenso stark und pflichttreu ist?" —

„Wie Deutschland von Feinden umringt ist, so umlauern jeden im Leben feindliche Tüden. Was wäre aus Deutschland geworden, wenn es nicht stark war, und deinen Sohn läßt du zum Schwächling entarten?“

„Ich glaube, es ist zu spät“, klagte Frau Gärtner kleinlaut; aber der Gedanke gab keine Ruhe:

„Du mußt es versuchen, so gut wie das kleine Häuflein Getreuer in Tsingtau auf verlorenem Posten seine Pflicht erfüllt bis zum Äußersten.“

Sie hatte das Extrablatt gekauft und las nochmal die Worte. Ihr war, als ob sie geheimnisvolle Kräfte ausströmten, und tief holte sie Atem, um alle diese Kraft in ihre Brust zu saugen. Auch ihr Herz drängte sie zu ihrem Jungen; er war ja krank, sie wollte ihn heilen. Es war ihre Pflicht. Immer entschlossener, mutiger wurde sie. Die Helden von Tsingtau waren doch von ihrem Volke, warum sollte sie nicht ebensogut ihre Pflicht erfüllen können bis zum Äußersten.

Sie kam nach Hause. „Felix!“ Trozig schlich der Junge herbei, er machte ihr die Unterredung anfangs schwer. Mit Schrecken wahrte sie, wie fremd er ihr schon geworden war. Sie gab nicht nach. „Bis zum Äußersten!“ dachte sie. Wie sehr er sein Herz verschloß, ihre Liebe erzwang sich den Zugang, und sie erkannte unter der Schale des Trozes, der Mißachtung doch noch einige Fädchen der Liebe, an die sich anknüpfen ließ. Dann legte sie ihm die Depesche aus Tsingtau vor und rief alle Knabenträume von Kraft und Heldentum in ihm wach. „Deutschtum heißt Pflichterfüllung“, sagte sie mit liebe-warmem Ton, „komm, Felix, wir beide wollen unseres Volkes würdig werden!“ Gott Dank! auch diese Saite begann zu klingen, um den Hals fiel ihr Felix und weinte, aber sein finsterner Blick leuchtete auf unter den Tränen, und seine Mutter hätte am liebsten Hurra gerufen. Dann wurde ein Plan gemacht, und die Arbeit begann. Keine Gram-

matik, kein Mathematikbuch war mit soviel Siegeln verschlossen, daß die schöne Frau Hermine nicht eindrang. Sie hatte viel zu tun, Frauendienst, Liebesdienst, — aber sie lief mit der galoppierenden Zeit um die Wette, um für ihren Sohn und das gemeinsame Studium Muße zu gewinnen. Sie hatte sich immer einmal eine größere Aufgabe für ihr Leben gewünscht, jetzt glaubte sie eine solche gefunden zu haben, die sie befriedigte, die Schwung in ihr Leben brachte. Auch Felix leuchtete auf.

Wieder einmal hatte Frau Gärtner heute die Lehrer besucht. Sie kam nicht mehr als Bettlerin, man war sehr zufrieden mit Felix. „Eine ganz merkwürdige Metamorphose ist mit Ihrem Jungen vor sich gegangen“, sagte der Direktor, „ich staune ihn oft an wie ein Welträtsel.“ Ihr Gatte hatte dieses Mal in sehr nachdrücklicher Weise wegen der Kinder, besonders wegen des Filius angefragt, nun wollte sie ihm einmal einen ausführlichen Bericht schreiben. Wieder begann sie:

„Liebster Hugo!“ Und nachdem sie die ersten Punkte seines Briefes beantwortet, kam sie an die Frage nach den Kindern und schrieb:

„Das Vaterland, wie wir es von den Vätern ererbten, ist sicher der höchsten Opfer wert, daß es aber zugleich das Land der Kinder ist, wiegt noch schwerer. Es bietet uns insofern ein Stück Himmel auf Erden, als wir in Deutschland etwas ewig Dauerndes sehen und so unser irdisches Tagewerk mit einem unvergänglichen Werk, dem Vaterland, verflechten dürfen. Wenn Du nun im Feld für die Erhaltung Deutschlands kämpfst, kannst Du es mit dem Bewußtsein tun, daß Deine Kinder sich nach menschlicher Voraussicht der hohen Opfer einst wert erweisen werden, und daß namentlich Felix, auf den es ja im allgemeinen und bei Deiner Anfrage besonders ankommt, sich bis heute zu einem tüchtigen, pflichtbewußten deutschen Jüngling entwickelt. Ich selbst habe mich, seitdem Du im Feld bist, um seine Studien mehr als früher bekümmert, und ich danke Gott für diese Tätigkeit, die mir über die Qualen

der Trennung von Dir hinweghilft und meinem Leben als Kriegersstrohwitwe einen edlen Inhalt gibt. Also Sorge Dich nicht um uns, liebster Hugo, ich könnte, wie Meyer-Waldeck aus Tsingtau Dir antworten: Einstehe für Pflichterfüllung bis zum Äußersten; und mir ist die Pflichterfüllung besonders süß, weil sie mich Dir näher bringt, mich Deiner würdiger macht, und ich sie auch aus Liebe zu Dir verrichte. Du sollst bei Deiner Rückkehr Freude an den Kindern haben.“

Hier wurde die Brieffschreiberin unterbrochen, denn Felix, ein frischer, fröhlicher Junge, trat ein. „Mutting, Tsingtau ist gefallen“, rief er mit schmerzlichem Ton, und auch dem Herzen der Mutter entpreßte die Nachricht ein stöhnendes „O Gott!“ „Über Mutting“, fuhr Felix fort, „unsere Besatzung hat drei Monate lang, zuletzt gegen eine fünfzehnfache Übermacht, Widerstand geleistet; erinnert das nicht an die That des Leonidas und seiner dreihundert Unsterblichen?“ „Es ist ein leuchtendes Beispiel von deutscher Kraft und Pflichttreue“, erwiderte die Mutter, „wie stolz müssen wir auf ein Volk sein, das solche Männer hat.“ „Bin ich auch, Mutting“, rief Felix, und aus seinen Augen blitzte Feuer, wie es der Stahl aus dem Stein schlägt. Dann wandte er sich zur Thür, doch bevor er das Zimmer verließ, fügte er mit verhaltener, herber Kraft hinzu: „Mit dem Stolz ist's nicht genug. Der Name Tsingtau soll mir wie ein Stern auf dem Weg der Pflicht leuchten, und das Stück Erde erobern wir auch noch mal zurück.“

Die schöne Frau Hermine lehnte sich in den Sessel und schloß die Augen. Wie mochte die Zukunft ihres Sohnes sich gestalten? Greuliche Nebelgestalten, lichte Bilder wechselten vor ihrem Blick. Dann schalt sie sich: „Welch müßiges Träumen! Das Schicksal ruht in Gottes Hand.“ Jedenfalls war Felix auf dem Weg, ein Charakter, ein deutscher Mann zu werden, er war nicht mehr krank und morsch im Herzen. Als sie ihren Brief vollendet hatte, trat sie an das flackernde Feuer im Ofen und warf den alten, nicht abgesandten Brief hinein. Wie ein Freuden-

rausch kam es über sie, als sie ihn in der Glut verschwinden sah. „So“, dachte sie, „verbrenne all unser undeutsches Wesen in den Flammen des Krieges!“ Dann ging sie zur Post, und während sie den neuen Brief an ihren Gatten nun wirklich in den Briefkasten versenkte, flüsterten ihre Lippen nochmal leise, wie einen Liebesgruß, die ehernen Worte: „Einstehe für Pflichterfüllung bis zum Äußersten.“

# U n e n t b e h r l i c h

Der grausame Wirbelsturm Krieg hatte das üppige Ahnenschloß des französischen Grafen Lapierre in ein Lazarett umgewandelt. Vor den vergoldeten Eingangsgittern standen feldgraue Soldaten mit aufgepflanzten Bajonetten, und die langen Gänge mit getäfelten Wänden durchheilten Ärzte, Johanniter, Krankenwärter. Fast ausschließlich Schwerverwundete lagen in dem Schloß, und es verdiente redlich den ihm von den Soldaten beigelegten Namen „Totenschloß“, denn fast täglich bewegte sich beim dumpfen Schall der Trommel ein kleiner Leichenzug hinaus, und das gemeinsame Kriegergrab wölbte sich immer länger.

In einem der Krankenzimmer war eine hohe, schlanke, noch jugendliche Frauengestalt, vom schwarzen Schwesternkleid umflossen, fast erschöpft in einem der Sessel mit vergoldeter Grafenkrone niedergesunken. Schrecklich war die Nachtwache gewesen, die hinter der Krankenschwester lag. Ein schlesischer Landwehrmann, eine Art Goliath, hatte stundenlang gefiebert. Mit Kompressen und kühlender Arznei war die Schwester die ganze Nacht bei ihm tätig gewesen, und als der langbärtige Krieger tobend nach seiner Frau schrie, als er aus dem Bett springen, als seine arme, fiebernde Hand den Verband fortreißen wollte, hatte sie diese in ihre Hände genommen und wohl eine Stunde lang ihn durch liebevolle Worte zu beruhigen gesucht. Danach war sie den Feldpater holen gegangen, der dem Mann die Sakramente gab, und dann drückte, — o Wunder! — anstatt des erwarteten Todesengels sein holder Bruder Schlaf dem müden Kämpfer die Augen zu, sein dünner Lebens-

faden war der Schere der Parze vorläufig entrückt, mit ruhigen Atemzügen sank der Goliath unter den lateinischen Gebeten des Paters, mit dem Kopf noch auf dem Arm der Schwester ruhend, in einen sanften Schlummer, der vielleicht seine Rettung wurde. „S'ist ein schwerer Beruf hier, Schwester Helene!“ hatte ihr der Geistliche mit herzlichem Händedruck zum Abschied gesagt. „Aber heute schien Segen darauf zu ruhen, es ist ein erhabener Beruf“, war ihre Erwiderung.

Wie oft hatte sie dieses Wort vom schweren Beruf schon gehört! Noch dachte sie darüber nach, während die Morgensonne hell und golden durch die hohen Bogenfenster mit den feinen weißseidenen Gardinen lachte und die lieblichen Malereien der Zimmerdecke beleuchtete. Da waren Amoretten, die auf Rosenwölkchen schwebten und hinter Blumen Verstecken miteinander spielten; Welch bunte Phantasie hatte sich hier durch Künstlerhand verewigt! Auch Schwester Helene hatte einst Malerei erlernt. Sie mußte lächeln: „Was lernte ich nicht alles in der Jugend!“ dachte sie. „Malen, Musizieren, fremde Sprachen, sogar stehend Reiten, und jetzt an dieser Jammerstätte! . . . . Früher glich ich jenen Amoretten und habe wie sie viel Lust und Freude gesehen; jetzt sehen wir nichts als Jammer. Doch ich kann mich nützlich machen, indem ich Jammer lindere“, sprach sie tröstend zu sich selbst. Vor ihrer träumenden Seele schwebte in flüchtigen Bildern ihr Leben vorüber: Ihr Kinderland mit dem schimmernden Elternhaus als Mittelpunkt, das Frühlingsgefilde ihrer Mädchenjahre, ihr Eintritt ins Leben durch die goldenen Pforten feiner Gesellschaft als lachende Prinzessin an der Hand ihres Vaters, des glänzenden Offiziers, dann kam ein ihr Dasein umwälzender Schicksalsschlag, — ihr fröstelte, — ihr Vater verlor durch einen Jagdunfall jäh das Leben, ihr Mütterchen folgte ihm bald, und dann kam für sie ein Dornenweg. Sie hatte sich nützlich machen wollen, ihre Kenntnisse verwerten durch Kindererziehung und Musikunterricht. Ernsthaft war sie bemüht gewesen, doch ihre

stolze Seele konnte nicht das Gefühl verwinden, daß alle Arbeit ihr nur aus Gunst übertragen wurde, daß sie ihren Erwerb anderen entzog, die nicht minder bedürftig waren, als sie, und ihr munterer Sinn war fast untergegangen in dem düsteren Gefühl, daß sie und ihre Arbeit in der überwogenden Menge überflüssig und entbehrlich seien.

War es jetzt anders? Als sie sich vor zwei Jahren bei den Schwestern des Roten Kreuzes melden wollte, hatte man sie dringend gewarnt: „Es ist ein zu schwerer Beruf!“ Aber gerade in dem schweren Beruf war ihr Herz leichter und heller geworden. Dann kam der Krieg. Das Soldatenblut ihres Vaters wallte in ihr auf, alle Kräfte ihrer Seele vermählten sich in dem Bestreben, durch Pflege der verwundeten Krieger dem Vaterlande zu dienen, sie drängte sich aus innerstem Triebe zu immer neuen Pflichten, die niedrigsten Handreichungen der Pflege wurden ihr eine heilige Arbeit, sie frug nicht mehr, ob auch andere an ihrer statt diese verrichten könnten, ja, auch das rosige Amoretten-dasein ihrer Jugend schien ihr fade gegen die Süßigkeit dieser Opferlust im Dienste des Vaterlands und der Menschenliebe. So war sie von Deutschland nach Frankreich, nach dem „Totenschloß“ entsandt worden. Der Chefarzt hatte ob ihrer Jugend zunächst allerlei Unfreundliches in den Bart gebrummt, doch bei ihr stand der Entschluß fest: Hier wick sie nicht mehr, denn hier winkte ihr der köstlichste Lohn, unentbehrlich zu werden. Würde sie ihn erreichen?

Ihren Gedankengang unterbrach der Eintritt des Chefarztes und ihrer Ablösung. „Schwester Helene“, sagte der Arzt, nachdem sie Bericht erstattet, „ich darf es Ihnen nicht zumuten, aber ich muß. Der Wärter von Zimmer 7 ist erkrankt, und nur Sie können ihn vertreten. Wollen Sie auf Ihren Schlaf verzichten?“ „Mit Freuden“, rief Schwester Helene und machte sich auf den Weg. „Brauen Sie sich einen steifen Kaffee als Lebenselixier!“ rief der Arzt ihr nach. Schwester Helene lachte nur. Ihr Lebenselixier war doch der Gedanke, hier unentbehrlich zu werden. Nachdem

ſie ſich in ihrem Schlafzimmer mit dem müßig harrenden Bett durch eine Waſchung erfriſcht und die Fülle ihrer hellblonden Seidenhaare wieder ſorgfältig unter der weißen Stirnbinde zurückgeſtrichen hatte, ſchimmerte ihr hübsches, zartes Geſicht wie ein Roſenblatt, und aus ihren blauen, klaren und doch ſo tiefen Augen funkelte Menſchenliebe, wie die Sonne aus Tautropfen. Doch auch ihre Seele pflegte ſie jeden Morgen in die richtige Verfaſſung zu bringen. „Stimmung!“ rief ſie ſich ſelbſt zu. „Alles, was an Frohmuth in mir iſt, heraus an die Oberfläche! Licht ſoll aus mir in das trübe Leben der Kranken dringen!“ Mit dieſen Vorſätzen ging ſie die Treppe hinunter nach Zimmer 7. Hier lagen nur ſolche Kranke, bei denen die Lebensgefahr geſchwunden war. „Nun, geht es euch allen gut?“ rief ſie mit ihrer hellen Stimme ins Zimmer hinein, und frohe Antwort ſchallte ihr aus den zwanzig Betten entgegen. Dann öffnete ſie die Jalouſien, das Morgenlicht flutete herein wie ein Bergſtrom, und ſie begann ihre Arbeit. Es waren niedrige Verrichtungen, aber in ihren feinen Händen lebte die Liebe und adelte den unfeinen Dienſt. Wie artige Kinder behandelte ſie ihre Kranken, obwohl die meiſten älter als ihre dreiundzwanzig Jahre waren. „Unteroffizier Hagemann“, rief ſie, „wollen Sie wohl die Arme unter die Decke ſtrecken!“ „Herr Reuter, da liegen Sie nun wieder auf der Seite, und der Doktor will doch, daß Sie auf dem Rücken liegen.“ Auch erzählen konnte ſie. Die Kriegserlebniffe ihres Vaters von 1870/71 wurden in dem franzöſiſchen Grafenſchloß durch ihren Mund wieder lebendig und miſchten ſich mit den Erzählungen der Verwundeten von ihren Thaten und Strapazen zu einer Unterhaltung, bei der jeder mit doppeltem Behagen empfand, wie geborgen er hier in treuer Pflege war. Die Schweſter leitete die Unterhaltung. Dem faſt ergrauten Schulmann von der Artillerie, der faſt immer ſtrategiſche Auseinanderſetzungen brachte, entzog ſie das Wort, wenn er kein Ende fand. Dem bayriſchen Landwehrmann mit dem kindlichen Gemüth, der jeden Satz mit einem fürchterlichen Fluch be-

schloß, klopfte sie bisweilen auf den Mund, und den kleinen Husar, auf den hundert Franzosen auf einmal geschossen, und der noch lebendig war, mahnte sie bisweilen: „Nun lügen Sie doch nicht so unverschämt, Sie sind doch kein englischer Minister!“ Gerade war die Unterhaltung im besten Fluß, da tönte es draußen: „Tati“, „Tata“, mehrere Autos fuhren vor. Schwester Helene stürzte ans Fenster. Ein Freudenschrei: „Unser Kaiser ist da!“ Noch einige Anordnungen, das Zimmer ist tadellos, alle Insassen sind erzbereit, und schon öffnet sich die Thür. Der Kaiser tritt ein. „Guten Morgen, Kameraden!“ ruft er mit warmer Stimme. Dann geht er von Bett zu Bett, hat für jeden ein labendes Wort, erzählt das Neueste vom Kriegsschauplatz, der frische Lenzhauch der Siegeszuversicht durchweht den Krankensaal und läßt die Gesichter der armen Märtyrer in Glanz und Blut höchster Lebensfreude blinken; endlich spricht der Kaiser: „Na, Kameraden, habt ihr nun noch irgend etwas zu wünschen?“ Mit leuchtenden Augen blicken alle zu ihm auf: Was kann nach solcher Huld noch zu wünschen bleiben? Doch einen jungen, rheinländischen Dragoner, dessen Humor trotz einer Schußwunde in der Brust und eines Bajonettstichs in der Schulter ganz unverfehrt geblieben war, juckt der Schalk. „Zu wünschen haben wir eigentlich nichts, Majestät“, ruft er, „aber wenn wir durchaus was wünschen sollen, dann wünschen wir, daß Schwester Helene uns etwas öfter hier Gesellschaft leistet.“ Erstaunt blickt der Kaiser den Chefarzt an, der die vor Verlegenheit glühende Schwester herbeiwinkt. „Schwester Helene“, sagt der Arzt, „hat sich mir geradezu unentbehrlich gemacht, und durch ihr freundliches Wesen ist sie, wie Ew. Majestät hier hören, auch den Verwundeten unentbehrlich geworden.“ „Dann beglückwünsche ich Sie, Schwester“, ruft heiter der Kaiser und drückt ihr herzlich die feine Hand. „Wenn Sie so unentbehrlich sind, haben Sie ja mehr erreicht, als irgendein Mensch.“ „Na, euer Wunsch scheint mir begründet“, wendet er sich an die Soldaten, „er soll nach Möglichkeit erfüllt werden. Lebt wohl,

Kameraden!“ Noch einmal grüßt der hohe Herr Schwester Helene mit seinen gütigen Augen und verläßt den Saal. Der Rheinländer dämpft einen blitzenden Freudenschrei, der Bayer einen donnernden Fluch durch Überziehen der Decken, aus allen Betten quellt verhaltenes Frohlocken, Schwester Helene aber steht wie erstarrt in einem Wirbel glückseliger Gefühle. „Unentbehrlich!“ denkt sie, „und das soll ein schwerer Beruf sein, ein göttlicher ist's. Herrgott, ich danke dir!“ Dann aber poltert sie los: „Es ist wirklich zu arg mit euch ungeratenen Jungens, ich bin fast in die Erde gesunken. Jetzt geht's aber nicht anders, Kinder, und wenn wir die ganze Lazarettordnung in die Brüche brummern, wir singen: Heil dir im Siegerkranz!“ Volltönig in gemischtem Chor braust das Lied aus Zimmer 7 durch das „Totenschloß“.

# Gott strafe England!

Fast ununterbrochen seit zwanzig Jahren ging Fräulein Karoline von Gora jeden Tag der Woche den gleichen Weg durch die lange Lindenallee nach dem Lyzeum, als wäre vergessen worden, das Mädchen aus der Schule zu entlassen, und als ob es deshalb immer weiter dorthin triefelte. In Wirklichkeit war sie Lehrerin an der gleichen Anstalt geworden, auf der sie einst im Flügelkleide ihre Ausbildung erhalten hatte. Ihre pädagogische Tüchtigkeit wurde nicht als hervorragend geschätzt, jedenfalls hatten die Kinder vor „Linchen“, wie die Lehrerin allgemein genannt wurde, keine allzugroße Ehrfurcht, denn erstens gilt auch die Prophetin nichts im Vaterlande; zweitens beurteilen auch Kinder jedes Geschäft nach der Auslage, und Fräulein Karoline war viel zu bescheiden und anspruchslos, um sich als etwas Besonderes hinzustellen; drittens war, wie die Eltern erklärten, Fräulein von Gora viel zu gut, um die wilden Badsische im Zaum zu halten. Güte und Milde waren die Grundzüge ihres Wesens, und alle ihre angeborene Kraft verwandte sie auf ihre wissenschaftliche Fortbildung und die Steigerung ihrer eigenen Bedürfnislosigkeit. Es war öffentliches Geheimnis, daß bei der alten Frau von Gora Schmalhans Küchenmeister war, und daß die hier gemachten Ersparnisse wesentlich dazu beitrugen, dem Bruder Karolinens, einem hochbegabten jungen Mann, das Studium an der Universität zu ermöglichen. —

Besonders eilig trippelte das Fräulein heute mit dem sturmgeprüften Tirolerhut, in ihrem etwas kurzen, schwar-

zen Kleidchen und dem grünen Jäckchen, die die ganze Stadt an ihr kannte, durch die von Winterstürmen entlaubte Lindenallee und kam, mit dem kalten Ostwind tapfer ringend, just vor dem Läuten auf dem Schulhof an. Ihr Erscheinen weckte hier besondere Aufmerksamkeit bei den Schülerinnen der Selekta, in der das Fräulein heute in der ersten Stunde deutschen Unterricht zu geben hatte. Wie Tauben, denen ein Brotkrümchen zufliegt, schwirrten die Mädchen zusammen, und ihre Unterhaltung ging durcheinander wie Vogelgezwitscher.

„Ob der Direktor schon unseren Brief erhalten hat?“

„Ich ersticke vor Angst.“

„Linch hat rotgeweinte Augen, ob es deshalb ist?“

„Wir hätten es besser ihr selbst gesagt, mir tut es leid, daß wir den Brief geschrieben haben.“

„Unsinn! Sie hat doch nicht zu bestimmen, sondern der Direx.“

„Unpassend ist es jedenfalls, jetzt zur Kriegszeit die Jungfrau von Orleans lesen zu lassen.“

„Die Verhimmelung einer Französin, jetzt, wo wir mit Frankreich Krieg haben!“

„Meine Tante sagt auch, das widerspreche dem vaterländischen Gefühl.“

So schwirrten ein halb Duzend Mädchenstimmen rasch durcheinander, dann schritten die jungen Damen der Selekta, nachdem die Schulglocke verklungen, paarweise würdevoll in die Klasse, um hier auf ihren Plätzen die Würde schleunigst abzulegen. Die einen plauderten, die anderen neckten sich, wieder andere zogen ihre belegten Butterbrote heraus und begannen, sie zu verzehren. In Linchens Stunden war man gewohnt, zunächst einmal allen augenblicklichen Launen die Zügel schießen zu lassen. Gegen alle Gewohnheit brachte ihr Erscheinen heute eine sofortige Wandlung hervor, denn lähmender als der kräftigste Ordnungsruf wirkte ihr auffallend trauriges Aussehen auf die Ausgelassenheit. Die Gestalt der Lehrerin

erschien wie von einer Zentnerlast niedergedrückt, ihre sonst so milden, freundlichen Augen waren stark gerötet und schimmerten so traurig, daß selbst die wildesten Schülerinnen etwas wie Schreden empfanden. So wurde denn in verhältnismäßig kurzer Zeit festgestellt, daß man in der vorigen Stunde Schillers „Jungfrau von Orleans“ bis an den sechsten Auftritt des zweiten Aufzuges durchgenommen hatte, bis zu jenem Auftritt, wo aus der Flucht des englischen Heeres sich Montgomery löst und auf dem Schlachtfeld mit der Jungfrau zusammentrifft. Die Rollen Montgomerys und der Jungfrau wurden vergeben, und ersterer begann, aus dem Munde einer hübschen Blondine seiner Verzweiflung Ausdruck zu geben, während die Lehrerin auf dem Ratheder Platz nahm. Ruhig schien sie dem Vortrag zu folgen, in Wirklichkeit tanzten die Buchstaben vor ihren Augen, und ihre Seele schwebte weit fort von dem Kampfe Montgomerys mit Johanna zu einem anderen Kampfe. Vor sich sah sie einen deutschen Schützengraben. Aus vielen Bildern hatte sie eine gute Vorstellung von diesen unsichtbaren Maulwurfsgängen des Todes, die als sein Lachen das Knattern der Gewehre, als sein Geheul das Säusen der Schrapnells umtost. Sie sah unsere Feldgrauen im Anschlag liegen. Es dunkelt. Da schleicht etwas heran. Unheimlich fremde Gestalten; es sind Ghurkas, farbige Engländer. Wie Panter kriechen sie von dem englischen Schützengraben herüber, ihre langen Messer zwischen den Zähnen. Fräulein Karoline hat das Gefühl, als risse es sie fort von hier, als müsse sie warnen, doch schon ist es zu spät. Wie Hyänen springen die Inder in den deutschen Schützengraben und meheln die jäh überrumpelten Feldgrauen Krieger nieder. Ein Grauen schüttelt Fräulein Karoline, das Grauen vor solchem Tod. Dann durchzuckt sie glühender Schmerz. Sie sieht vor sich ein rot überhauchtes, frisches Gesicht, dessen Augen in sonnigem Leuchten flammen, das Gesicht eines kindjungen Jünglings, und unwillkürlich muß sie des Liedes denken, das dieser in der Abschiedsstunde ihr lachend sang:

Nun Adje, Karolinchen, wisch ab dein Gesicht!  
Eine jede Kugel, die trifft ja nicht,  
Denn träf jede Kugel apart ihren Mann,  
Woher kriegte der König die Soldaten dann?

Daß er einer ehrlichen Kugel zum Opfer fallen könne, darauf hatte sie sich gefaßt gemacht, aber daß ein halb-wilder Inder ein so hoffnungsreiches, von der Sternenglut aller Ideale durchglühtes Leben meuchelmörderisch auslöschte, wie durfte das geschehen? Ihr ganzer Körper bebte, sie wollte aufschreien in unerträglichem Leid, wollte jählings fliehen, doch dann kettete sie das Gefühl, in der Schule zu sein, einige Duzend Mädchenaugen auf sich gerichtet zu wissen, die ja ihren Schmerz nicht kannten. Sie klammerte sich mit ihren Fäusten an ihren Sitz, drückte die Brust gegen das Pult, und indem sie die Augen gespannt auf einen Lufz der Zimmerdecke hastete, suchte sie das Entsetzliche zu zergliedern, mit ruhiger Vernunft zu durchdringen. Was haben wir denn mit Indern zu tun? Wie kommen schleichende Panter in den Krieg mit Deutschland? Es sind die von England gedungenen Krieger; nicht die Panter, nein, England ist unser Feind. Und Fräulein Karoline, die ihr Leben lang nichts als Liebe und Güte gewesen, dachte mit grenzenlosem Haß das eine Wort: England. Fast erschrak sie vor sich selbst. „Liebet eure Feinde“, mahnte sie sich selbst; aber nein! Verbrecher müssen wir hassen, und England kämpft mit Mitteln, die verbrecherisch sind. —

Der sechste, siebente, achte Auftritt der „Jungfrau“ waren mit schülerhaftem Ausdruck heruntergeleiert worden, eine neue Person, der Ritter mit geschlossenem Visier, trat auf, deshalb hatten die Mädchen das Lesen eingestellt, und aus allen Ecken der Klasse rieselte, schwoll der gewohnte Lärm hervor. Karoline fühlte ihre Pflicht, zu unterrichten; den „Schiller“ in der Hand, verließ sie ihr Pult und stellte mit trockener, harter Stimme die gewohnten Fragen, die ihr selbst als jungem Mädchen hier schon gestellt worden waren: „Wer war Montgomery?“ Antwort: „Ein

Walliser.“ Dann geographische Erläuterungen, daß dieses Wallis heute Wales heißt und ein früher selbständiges, jetzt mit dem Königthum England verbundenes Fürstenthum ist. Welcher Abstand: Die freundliche warme Schulstube, die sorglosen Mädchen, die Schablonenfragen, und draußen in den Schützengraben der wüste Kampf unserer Brüder mit einer Meute zum Meuchelmord gedungener Wilder. Und doch gab es einen Zusammenhang, erst jetzt fiel er Karoline auf: In dem Drama, sowie heute, war England der Feind, der Völkerscherge. Noch einmal schwebt vor ihrem Blick das Kampfbild vorüber, doch vorbei ist der wehshreiende Schmerz, nur noch zornrote Empörung durchpulst ihr Herz. Ihr ist, als ob die Jungfrau von Orleans selbst ihr mit Geisterarm winke, und mit flammenden Augen stellt sie ihren Schülerinnen die Frage: „Weshalb tötet die fromme, ja heilige Jungfrau den um Gnade flehenden Montgomery?“ Keine Antwort, doch die ganze Klasse starrt verwundert die Lehrerin an, deren Stimme so stahlschneidig klingt, deren Augen wie im Fieber funkeln. Diese fuhr fort: „Erinnert euch des Prologs, wo Ribault erzählt, daß sie den Tigervolf bezwang, das grimmig wilde Tier, das unsere Herden verwüstete, den Schrecken aller Hirten! Im Kampf mit England hat sie es mit einem schlimmeren Untier zu tun, und es ist ihre heilige Sendung, alles zu Schwaden zu mähen, was mit diesem Untier England zusammenhängt. Montgomery bietet zuerst Lösegeld, beschwört dann die Jungfrau bei seiner eigenen Jugend, bei den Tränen seiner Braut und seiner Eltern, als ob diese kostbarer wären, als andere Tränen, und die Jungfrau antwortet ihm mit Recht:

Anglücklicher! Und du erinnerst mich daran,  
Wieviele Mütter dieses Landes kinderlos,  
Wieviele zarte Kinder vaterlos, wieviel  
Verlobte Bräute Witwen worden sind durch euch!  
Auch Englands Mütter mögen die Verzweiflung nun  
Erfahren und die Tränen kennen lernen,  
Die Frankreichs jammervolle Wittinnen geweint.

Mit zornbebender Stimme sprach Karoline weiter: Die Meinung der Briten, daß ihr Blut und die Tränen ihrer Lieben kostbarer seien, als die anderer Völker, hat dahin geführt, daß einzig England Söldnerheere beibehielt und, wie ihr wißt, im gegenwärtigen Kriege gelbe und schwarze Horden als besoldete Mörder gegen unser deutsches Volksheer ins Feld führt. Seht in der folgenden Rede Johannas ‚Deutschland‘ anstatt ‚Frankreich‘, und die Worte passen fast ganz genau auf den Krieg, den Englands Ruchlosigkeit heute über die Welt verhängt hat.“ Sie las mit lodernder Stimme Johannas Rede bis zu den Worten:

„Der Tag

Der Rache ist gekommen; nicht lebendig mehr  
Zurück messen werdet ihr das heilige Meer,  
Das Gott zur Länderscheide zwischen euch und uns  
Gesezt, und das ihr frevelnd überschritten habt.“

---

Im Konferenzzimmer war inzwischen der Direktor des Lyzeums damit beschäftigt, die eingelaufenen Briefe zu durchlesen. Plötzlich sprang er auf, als hätte ein elektrischer Schlag ihn getroffen, denn jede Erregung weckte in dem schneidigen Herrn das Bedürfnis, durch das Zimmer zu laufen und halblaut zu sprechen. „Donnerwetter!“ rief er, „das ist ja Revolution. Die Selektta beschwert sich darüber, daß sie während des Krieges mit Frankreich die Jungfrau von Orleans lesen soll!“ Schon wollte er wütend nach der Selektta stürmen und ein Donnerwetter über die aufrührerischen Herzen entladen, doch er zögerte: „Die Mädchen haben vielleicht nicht ganz unrecht. Wer weiß, wie Fräulein von Gora die ‚Jungfrau‘ in die Länge zieht. Ha, wenn ich selbst den Unterricht gäbe, ich würde die Jungfrau mit Feuer behandeln.“ Er mußte lächeln über den sonderbaren Sinn, den die ihm geläufigen Ausdrücke in Verbindung mit dem Wort Jungfrau ergaben: eine langgezogene, mit Feuer behandelte Jungfrau; doch die Sache war ernst, sein Gesicht legte sich in gestrenge Amtsfalten, er sah den Geist der Empörung in einem leich-

ten Flämmchen emporzüngeln, das Flämmchen mußte er niedertreten. Nachdenklich entschlossen ging er durch die breiten Gänge zur Selektta hin. Aus allen Klassenzimmern das übliche körperlose Brausen, „na, in der Selektta“, dachte er, „wird sicher wieder ein Radau sein, wie im Raubtierhaus!“ Doch, o Wunder, gerade aus dieser gefürchteten Klasse floß eine feierliche Stille, und auf ihr glitt majestätisch wie ein Flaggsschiff die Stimme der Lehrerin hin mit begeistertem Schwung. „In der Geschichte ist die Jungfrau eine gute Französin“, erläuterte sie, „aber in Schillers Drama ist sie mehr: Die Verkörperung des friedlich schaffenden Volksgeistes. So sagt sie von sich: ‚Schon vor des Eisens blanker Schneide schaudert mir, doch wenn es not tut, alsbald ist die Kraft mir da.‘ Damals riß es die Hirtin von ihrer Herde, als England die Rechte des französischen Thronerben mit Füßen zu treten suchte, sowie heute der deutsche Volksgeist vom friedlichen Schaffen schied und zu den Waffen eilte, weil England sein heiliges Recht auf freie Entfaltung niedertreten will. Endlich wird doch einmal die Vergeltung kommen für dieses Land, das die Rechte anderer Völker mißachtet und mit Tücke und List zu vernichten strebt.“ Ein tiefer Seufzer der Lehrerin, dann zischt wie eine Rakete aus einer Ecke der Klasse der helle Ruf: „Gott strafe England!“ und wie auf Befehl folgt dem Ruf ein lautes „Hurra!“ der von Begeisterung hingerissenen Klasse.

Der Direktor mochte nicht länger den Lauscher spielen, er trat ein. Was er sah, war freilich keine Musterklasse im Sinne eines Schulmeisters, aber was konnte er gegen ein solches Räuschlein aus dem Born der Dichtung sagen, von dem die Augen der Mädchen blitzten und die Wangen purpurn leuchteten? In einiger Verlegenheit wandte er sich der Lehrerin zu, und diese, als ob sie damit die Stimmung ihrer Klasse entschuldigen wollte, sprach das erste Wort: „Herr Direktor, ich habe heute morgen die Nachricht empfangen, daß mein Bruder bei Opern gefallen ist.“ Über das Gesicht des Direktors zuckte es, als ob ihn selbst ein

jähes Unglück trafe. „Entsetzlich!“ rief er, „und dennoch unterrichten Sie?“ „Jawohl“, stieß Fräulein Karoline mit schwer verhaltenem Weinen hervor, während sie in ihrem Täschchen nach einem Briefe suchte, „es fehlen doch schon genug Lehrkräfte, und wo sollte ich bleiben heute morgen? Meine Mutter weiß noch nichts, ich muß es ihr langsam beibringen. Und dann meine ich, Arbeit ist das beste Heilmittel gegen Schmerz, auch hoffte ich, wenigstens im deutschen Unterricht noch etwas im Geiste meines Bruders zu wirken; es ist eine Art Totenamt, wenn ich, soweit meine schwachen Kräfte . . .“ Sie konnte den Satz nicht vollenden, denn ein heftiger Weinkrampf schüttelte sie. Kraftlos sank sie auf ihren Stuhl, legte das Haupt auf die Pultplatte und ließ den erlösenden Tränen freien Lauf. Die Mädchen waren entsetzt, die ganze Klasse weinte mit. Der Direktor nahm den ihm von Karoline überreichten Feldpostbrief, und wie glühende Tränen tropften in die aufhorchende Klasse auch die abgerissenen Sätze, die er aus dem Brief in seiner Erregung mit dumpfer, aber vernehmbarer Stimme vor sich hinlas: „In Erfüllung eines meinem lieben Kameraden gegebenen Versprechens . . . indische Gurkhas uns überrumpelten . . . Ihr Bruder rächte sofort unsern Leutnant . . . rang den Mörder nieder . . . für uns vorbildlich . . . die Gurkhas flohen . . . Leider ist Ihr Bruder in dem Handgemenge gefallen . . . ich fand ihn gleich darauf regungslos tot . . . er hat nicht gelitten . . . mit zwei anderen Toten ehrenvoll begraben . . . Niemand aufrichtiger betrauert, als Ihr Bruder.“

Die Schulglocke kündete das Ende der Stunde. Fräulein Karoline hatte ihre Fassung wiedergewonnen und ging hinaus, begleitet von den Mahnungen des Direktors: „Machen Sie Spaziergänge!“ „Sammeln Sie sich!“ „Ich werde für Vertretung sorgen.“ — Dann wandte sich der Direktor an die Mädchen: „Wer hat mir den Brief wegen der Jungfrau geschrieben?“ Eine Schülerin meldete sich. „Was wollt ihr denn jetzt?“ „Wir wollen kniefällig abbitten“, war die schluchzende Antwort. „Bei mir und

Fräulein von Gora ist es nicht nötig“, sagte der Direktor, „denn für mich ist die Sache vergessen, und das Fräulein hat noch nichts davon erfahren, aber bei Schiller mögt ihr Abbitte leisten. Dann sah er durchs Fenster Fräulein von Gora über den Schulhof schreiten; sie ging stolzer als je.

Wie weiße Möwen über den stürmischen Wogen des Meeres, flatterten in Karolinens Seele über den Wogen des Schmerzes lichte Gefühle. Mit Stolz dachte sie ihres Bruders, aber auch auf ihre deutsche Stunde bildete sie sich etwas ein. „Ich warf etwas Gutes in die Welt“, dachte sie, „in meine kleine Welt, in die Mädchenherzen: Den Abscheu vor der Kampfweise Englands, des tückischen Feindes der Menschheit.“ Ihr war, als käme sie von einem siegreichen Kriegszug. Jetzt fühlte sie sich auch stark genug, ihrer Mutter die schreckliche Nachricht zu bringen und ihr Trost zu spenden.

# Drei Opferwillige

Frau von Titus eröffnet die stark besuchte Damenversammlung: Meine verehrten Damen! Uns bleibt noch eine hochbedeutfame Aufgabe zu lösen, es ist die Fürsorge für die Kinder bedürftiger Witwen von Kriegern, die den Heldentod gestorben. Wohl sind unsere Kräfte fast erschöpft, aber unerschöpflich soll unsere Opferwilligkeit sein. Ich selbst habe vom ersten Mobilmachungstage an meine ganze Arbeitskraft in den Dienst der Liebestätigkeit gestellt, aber mit Freude werde ich mich auch an der Lösung dieser neuen Aufgabe beteiligen. Ich bitte die Damen, sich der Reihe nach darüber auszusprechen, wie sie sich zu der neuen Hilfstätigkeit stellen.

Frau Kröfus: Ich habe mich persönlich in dem Liebesdienst nicht so stark betätigen können, wie meine verehrte Nachbarin, aber mein Mann hat, wie Sie wissen, namhafte Beträge gespendet. Ich darf die Überzeugung aussprechen, daß mein Mann auch eine Sammlung für diesen neuen Zweck gern unterstützen wird. (Allgemeines Beifallgemurmel.)

Eine unbekante alte Frau: Meine Arbeitskraft reicht nur noch zum Strumpffstricken, und spenden kann ich auch nicht viel, aber da meine drei Söhne im Kampf fürs Vaterland gefallen sind, und ich so kinderlos geworden bin, erkläre ich mich bereit, eine Kriegerwaise aufzunehmen und großzuziehen. —

Ein leiser Schauer ging durch die Versammlung, und alle die opferwilligen Damen neigten unwillkürlich in stummer Ehrfurcht das Haupt vor den Opfern der unbekanten alten Frau. Es bedurfte einer kleinen Pause, bevor Frau von Titus die Verhandlung fortführen konnte. —

# Drei Trösterinnen bei einem Schwerverwundeten

Erste Dame: Was fehlt denn Ihnen? Ach, das ist ja graufig, entsetzlich, beide Beine fort! Wie kam denn das? In der siegreichen Schlacht von Soissons? Ja, was haben denn Sie von dem Sieg? Hier haben Sie eine Schachtel Zigaretten. Sie sind Bergmann? O Gott, dann werden Sie ja nie mehr arbeiten können. Da muß aber der Staat Sie reichlich entschädigen. Für solche Helden, wie Sie sind, kann der Staat nie genug tun.

Zweite Dame: Oh, wie erschütternd! Sie Ärmster. Sie haben für das Vaterland das Einzige geopfert, was Sie besaßen, Ihre gesunden Glieder; das Vaterland wird Sie nicht im Stich lassen. Hier haben Sie einige Zigarren! Ich werde meine Bekannten für Sie interessieren, Sie verdienen es, sagen Sie mir nur, wenn ich etwas für Sie tun kann! Das Kopfkissen umlegen? Oh, wie gern! Sehen Sie, Sie finden schon Hilfe, sagen Sie mir nur Bescheid!

Dritte Dame: Wissen Sie was? Klagen und Jammern lockt keinen Hund vom Ofen. Nach den schwarzen Leidenstagen werden wieder helle Tage kommen, auch für Sie. Sie haben als treuer deutscher Mann für Ihr Volk ein schweres Opfer gebracht, und das soll zeitlebens Ihr Stolz sein. Wenn Sie wollen, kommen Sie nach Ihrer Heilung zu mir, ich werde Ihnen dann zeigen, wie man Lackschriftplakate macht, und werde Ihnen Aufträge darauf besorgen. Wenn es auch nur eine geringe Einnahme zu Ihrer Rente bringt; Sie haben dann eine Arbeit, die Ihre Zeit nützlich ausfüllt und Ihnen deshalb Befriedigung geben wird. —

# Der Barbar

„Wir können am Lauf der Dinge nichts ändern, also denken wir an uns und unseres Leibes Nahrung!“ sagte der alte Rentner Krümchen, nachdem beim Mittagessen, wie täglich, die strategische Lage im Kreise der kleinen Familie besprochen, und das Hauptgericht, Schinken mit Erbsen, aufgetragen war. „Nur eins finde ich ungeheuerlich“, bemerkte seine neunzehnjährige liebliche Tochter Regina, „daß die Feinde unsere Soldaten als Barbaren verschreien. Das müßte das Haager Weltgericht verbieten.“ „I wo“, entgegnete der Vater mit behaglichem Schmunneln, das dem saftigen Schinken galt, „das verstehst du falsch, und die ganze deutsche Presse befindet sich in grober Unkenntnis betreffs der Bedeutung des Wortes Barbaren. Mir hat Doktor Michelin erläutert, daß es in Frankreich gar nicht die Bedeutung hat, die wir ihm beilegen, sondern einfach Männer mit Vollbart bezeichnet. Das Wort kommt von La barbe, lateinisch: barba, und da die Franzosen selten Vollbart tragen, ist es sehr verständlich, wenn die französische Hausfrau den deutschen Soldaten mit struppigem Kriegerbart im Quartier mit den Worten empfängt: Guten Tag, Herr Barbar!“ „So gemütlich wird es wohl nicht hergehen“, lachte der sechzehnjährige Sohn Erich, „ich glaub’ das nicht.“ „Du willst doch nicht klüger sein“, beharrte der Vater, „als Doktor Michelin, der fünf Jahre in Paris gewohnt hat als Sprachforscher.“ „Oder vielmehr als Buchmacher“, warf Regina ein. „Aber Regina!“ mahnte die Mutter. Sie fürchtete jede Auseinandersetzung zwischen Vater und Tochter, denn diese war ein Hartkopf, und Erörterungen mit ihr durchpeitschten den heiteren

patriarchalischen Dunst, der so gemütlich über ihrem Hauswesen lagerte. — Der Vater erzählte ruhig weiter von der Weisheit des Doktor Michelin, Erich hatte sich ganz in seine Mahlzeit vertieft, und Regina unterdrückte jeden Widerspruch. „Was für ein guter Mensch ist doch Papa!“ dachte sie, „gläubig wie ein Kind und mit allem Fleiß darauf bedacht, jede Beleidigung zu entschuldigen. Genau wie Ernst, aber Männer sind sie beide nicht.“

Ernst Zeifig war der Sohn des Nachbarhauses, Reginas Jugendgespiel, Jugendfreund. Er war der einzige ihrer näheren Bekannten, der im Felde stand, und fast spaßig berührte es sie, sich diese gute Seele als Barbaren denken zu sollen; allerdings fast ebenso schlecht konnte sie sich sein knabenhaftes Milchgesicht im wallenden Vollbart vorstellen. Die Beziehungen zwischen den beiden Nachbarkindern waren nach langer Unterbrechung neu angeknüpft worden, als Ernst kurz vor Ausbruch des Krieges die Pfingstferien zu Hause zubrachte. Regina erkannte sehr bald, daß das Herz des jungen Philologen sich ihr zudrehte, wie die Blume nach der Sonne, aber sie war durchaus noch nicht entschlossen, die Sonnenrolle in seinem Leben zu spielen, obwohl dies von beiden Familien sicher mit Freude begrüßt worden wäre. Einen besseren Mann, das gestand sie sich selbst, würde sie niemals finden, nur war er zu gut und zu wenig Mann. Sie konnte den schüchternen Jüngling ja um den Finger wickeln, und er strahlte vor Glück, wenn sie ihn für allerlei Dienste gebrauchte und ihn dazu vielleicht wegen seiner Unbeholfenheit foppte. Wie lustig war ihr letzter Ausflug gewesen; sie und drei Freundinnen hatten ihm ihre Handttäschchen und Paketchen mit Einkäufen aufgeladen. Er hatte alles an seinem Stock über der Schulter getragen, und als Regina dann ihren Arm in den seinen legte, sagte er wonnestrahlend: „Jetzt fehlt nur noch ein Kinderwagen, dann wäre der wohl-dressierte Ehemann fertig.“

Einen Brief von ihm aus dem Felde hatte sie nicht erhalten, auch nicht erwartet: er war doch zu schüchtern;

nur durch die Eltern ließ er sie grüßen, aber ihr war es ein Bedürfnis gewesen, ihm wöchentlich eine Schachtel Zigarren von ihrem Taschengeld zu senden. Freilich, als Absender nannte sie sich nicht selbst, er sollte doch nicht auf den Gedanken kommen, daß ihr etwas an ihm läge. Als Absender schrieb sie den Namen U. Truz und fand diesen sehr passend, denn den Truz in ihr sollte er noch kennen lernen, wenn er einst um sie werben kam. Ihr Taschengeld opferte sie gern für diese Liebesgaben, andererseits fand sie nichts Böses darin, daß sie sich auch einmal dafür entschädigte; so hatte sie bei einem gelegentlichen Besuch im Nachbarhaus eine Photographie von ihm, die wie überflüssig lose im Album lag, mitgehen heißen und hielt sie in dem dicksten ihrer Bücher, einem Grundriß der Kunstgeschichte, verborgen. Wenn der Gedanke an Ernst sie erfüllte, und das geschah immer öfter, seitdem er im Felde war, wenn dann ein unbeschreiblicher Zauber ihre Brust dehnte, als ob sie in einem Frühlingswalde wandle, den der Jubel unzähliger Nachtigallen erfüllte, dann nahm sie das dicke Buch vom Gestell, drückte das Bildchen an ihre Brust und hauchte einen Kuß auf das geliebte Knabengesicht. Regina hatte heut ihre Tagesarbeit vollbracht und saß im schlichten Hauskleid, die Zeitung lesend, am Fenster ihres gemütlichen Stübchens, wo heller Sonnenschein ihr goldblondes Haar umspielte. Blutige Kämpfe hatten wieder stattgefunden um Reims. „Die Kathedrale steht immer noch trotz aller Schreierei“, war in dem Bericht nebenbei erwähnt, „nur der eine Turm hat eine Ecke verloren, und der Dachstuhl ist ausgebrannt.“ Regina schloß die Augen. Wie brutal ist doch solcher Krieg, Welch ein Jammer, daß Jahrhunderte alte Kunstbauten dem Vernichtungsamt der Kanonen preisgegeben werden! Wie alt mochte wohl die Kathedrale sein? Es stand in ihrer Kunstgeschichte, sie wollte doch dem Vater mit ihrer Kenntnis aufwarten. Schnell nahm sie das dicke Buch vom Gestell; richtig, da ist auch eine Abbildung der Kathedrale; oh, diese wunderbare Fassade! wenn das in Trümmer ginge,

wie würde man wieder über die Barbaren zetern; Vater selbst würde dann wohl nicht mehr glauben, daß das Wort daher komme, weil die Soldaten im Feld ihre Bärte wachsen lassen. Da — es klopft an die Türe. Auf ihr „Herein!“ steht ein feldgrauer Soldat in schlanker Kraft mit mächtigem schwarzem Bart vor ihr, streckt ihr mit warmem Gruß beide Hände entgegen: Ernst Zeisig, zweifelsohne, aber wie verändert, welch ein Bart! Unwillkürlich ruft sie: „Ernst, du Barbar!“ „Nanu?“ staunt dieser. „Entschuldigen Sie, Herr Zeisig“, lacht sie, „aber Ihr Bart!“ „Ach so“, entgegnete dieser gemüthlich, „ich bin erst vor einer Stunde angekommen, dein Vater schickt mich zu dir, morgen wird der Bart abgemacht.“ „Meinetwegen nicht!“ sprach Regina stolz, und indem sie sich des Vorsatzes erinnerte, es Ernst Zeisig nicht allzu leicht zu machen, sein „Krümchen“ zu picken, warf sie den Kopf in den Nacken. „Was geht denn mich Ihr Bart an?“ „Eigentlich sehr viel, Regina“, versetzte er mit herzlichem Ton, „denn mein sehnlichster Wunsch ist, dich um die Zusage zu bitten, nach dem Kriege mein liebes Frauchen zu werden.“ Regina stieß einen leichten Schrei aus, wurde dunkelrot vor Verlegenheit, ihr Herz schrie: „Es ist dein sehnlichster Wunsch“; „du wirst dich zu seiner Erfüllung doch nicht kommandieren lassen“, grollte ihr Stolz; „der Zeisig kann dir doch nicht entschlüpfen“, schmeichelte der Verstand; laut sagte sie: „Sie scheinen sich mit dem Bart auch Barbarensitzen zugelegt zu haben, Sie wollen wohl einen Raub der Sabinerin vorführen, damit kommen Sie bei mir nicht an.“ „Fräulein Krümchen“, begann er wieder mit leidenschaftlich bittendem Ton, „mir bleibt nicht lange Zeit zum Werben. Ich habe nur drei Tage Urlaub und diese durch eine Nachtpatrouille mit Lebensgefahr erworben, um zu Ihnen zu kommen. In so ernster Zeit wird einem alles Unwahre, Zweifelhafte, alles Komödienspiel verhaßt. Ich möchte Wahrheit geben und Wahrheit empfangen. Meine Liebe zu Ihnen, Regina, ist im Felde zu heller Blut erwacht, in jeder stillen Stunde umkreisen Sie meine Gedanken, und

ich bin ebenso überzeugt von Ihrer Zuneigung.“ „Vielleicht ist sie nicht so groß, wie Ihre Zuversicht“, unterbrach ihn trotzig Regina, „Sie mögen im Felde unwiderstehlich sein, aber hier?“ Aus seinem Gesicht schwand der weiche Zug, er durchschaute ihre Absichten: „Das war ja Fräulein Trutz!“ Mit ganz verändertem scharfem Ton sprach er: „Die Beweise Ihrer Zuneigung liegen doch vor!“ „Was für Beweise?“ lachte sie kurz auf, während sie doch innerlich zusammenzuckte. — „Die geheimnisvollen Liebesgaben des Fräulein Trutz und das nicht minder geheimnisvolle Verschwinden einer Photographie.“ Regina erschrak: „Wie können Sie behaupten, daß ich diese verschwundene Photographie besäße?“ rief sie mit schlecht erkünstelter Entrüstung. „Weil sie dort auf Ihrem Tischchen liegt“, triumphtierte er, denn sein durch manchen Waffengang geschärftes Auge hatte gleich erkannt, daß das, was bei seinem Eintritt aus dem in Verwirrung hingeworfenen dicken Buch herausfiel, nichts anderes, als seine eigene Photographie war. Mit einem Satz war er jetzt an dem Tischchen, hielt ihr das Bildchen lächelnd hin und betrachtete es dann selbst. „Sehen Sie mal“, sagte er dann spöttisch, „wo jetzt mein Gesicht der Bart umrahmt, den Sie barbarisch nennen, ist auf dem Bild ein weißer Fleck bemerkbar. Ich bin barbarisch genug, auch diesen sonderbaren Fleck als Beweis Ihrer Zuneigung zu deuten.“ Regina machte den Versuch, zu entfliehen, aber er stand mit einem Satz vor der Thür. „Kriegsgefangen!“ rief er mit ausgebreiteten Armen. „Nun, Reginchen, Trozköpfchen, verstell dich nicht länger, sag, daß du mich lieb hast!“ Ihr kleiner Mund preßte sich im Troß zur Größe einer Himbeere zusammen. „Wenn ich nun aber nicht will?“ rief sie ungestüm. „Dann würde ich linksrum kehrtmachen und dem Vaterland allein Lieb und Leben weihn. Vielleicht trifft mich eine Kugel; aber auch, wenn mir dieses Glück nicht beschieden sein sollte, für Regina Krümchen bin ich tot.“ Sie erbehte. Wie brutal war doch diese Kriegszeit! Alles stürzte zusammen. Zufällig dachte sie an die Kathedrale von Reims. Wie

diese, ging nun auch das Lebensglück, das sie sich so hold erträumt hatte, in Trümmer. Mochte es sein! Trozig sprach sie: „Ihr Vorgehen erinnert lebhaft an den Krieg mit seiner Barbarei. Um mich zu zwingen, bombardieren Sie mit dem größten Geschütz drauflos, unbekümmert darum, ob nicht gerade dadurch meine Zuneigung zertrümmert wird, wie man sich im Krieg nicht darum kümmert, ob vielleicht beim Bombardement von Reims zufällig die herrliche Kathedrale in Trümmer fällt.“ — „Liebes Fräulein“, erwiderte er, „über die Kathedrale sind Sie nicht genau unterrichtet. Keine deutsche Bombe würde sie verletzt haben, wenn nicht die Franzosen gerade unter ihrem Schutze ihre Batterien gegen uns aufgefahren hätten, ähnlich wie Sie unter dem Schutz unserer alten Liebe Ihren Trotz gegen mich auffahren, in der Meinung, ich würde mich vor diesem beugen, um nicht den kostbaren Tempel unseres beiderseitigen Lebensglückes zu verletzen. Nichts da!“ rief er mit herrischem Ton, „Ihre Zuneigung, mein Lebensglück, die Freundschaft unserer Familien, alles mag in Trümmer gehen, wenn Sie die Liebe zum Krieg machen.“ „So barbarisch könntest du — könnten Sie sein?“ „Wenn Sie die Liebe zum Krieg machen, was denn anders? Im Krieg ist Zerstörung Pflicht.“ Er sah sie mit leuchtender Leidenschaft an. Ihr Atem ging rascher. Offenbar kämpfte sie mit einem Entschluß. Auf einmal feuchtete sich ihr Blick, ihr Mündchen verzog sich zu zuckender Weichheit, sie schlug die Hände vor das Gesicht und begann zu schluchzen. „Reginchen“, jubelte er, „narrisches Trozköpfchen, ich sage ja nur, wenn du die Liebe zum Krieg machst, aber in Wirklichkeit ist doch die Liebe das gerade Gegenteil vom Krieg, und wenn wir im Krieg barbarisch sein müssen, in der Liebe will ich es doch sicher nun und nimmermehr sein.“ Regina hob ihren Blick, dann flog sie ihm an den Hals, und in seligem Glück hielt der bärtige Krieger das lichte Mädchen umschlossen.

Dann gingen sie hinunter, auch Papa Zeisig hatte sich dort eingefunden, und die Gläser sangen ihr Jubellied zu

der Verlobung. Herr Krümchen kam im Laufe des Gesprächs nochmals auf das Wort Barbar und die Erklärung des Doktor Michelin zurück. „Ha“, rief Ernst auffpringend, „mir fällt was ein, ich will schnell laufen, mir den Bart schneiden lassen“, doch auch Regina sprang auf: „Nein, der Bart bleibt!“ rief sie energisch, „du gefällst mir im Bart viel besser, als früher.“ „Aber dann bin ich doch ein Barbar!“ „Das bist du auch“, entgegnete sie, „aber wenn du anders wärst, könnte ich dich nicht so liebhaben.“ Wieder schmiegte sie sich an ihn, weich und zärtlich, wie die Ranke an den Eichenbaum.

Als sie endlich schieden, rief Ernst: „Wie glücklich werde ich jetzt ins Feld zurückkehren, wo mir der höchste Lebenspreis als Siegespreis winkt.“ „Ja, ja“, klagte die Mutter, „aber Regina lernt jetzt das allgemeine Leid kennen, einen Geliebten im Krieg zu wissen.“ „Gott Dank, daß ich nicht mehr bloße Zuschauerin bin“, rief Regina, „wenn ich mittrage am allgemeinen Leid, nehme ich auch teil an der allgemeinen Erhebung. Ich werde tapfer sein, wie ein Barbar.“ „Wenn auch ohne Bart“, lachte Papa Krümchen.

# Zwischen den Schlachten

Die metallene Sonne des Gasöfchens durchstrahlte mit linder Sommerwärme den kleinen Salon, dessen geschmackvolle Ausstattung auf behäbige Verhältnisse seiner Bewohner, und dessen Hauptmöbel, ein großer Bücherschrank, auf ihre geistigen Interessen schließen ließ. Der Gasofen schien dem durch das Fenster flackernden seidenzarten Streifen der ersten Frühlingssonne Hohn zu sprechen und überließ dieser das harmlose Vergnügen, die großen, weißen Büsten von Schiller und Goethe, die als Schmuckstücke des Salons besonders auffielen, mit einem goldenen Hauch von Heiterkeit zu umspielen. Am Fenster saß in einem Klubsessel, ein Tischchen vor sich, Herr Kerner, in feldgrauer Uniform mit dem Abzeichen des Oberleutnants, ein breitschultriger Mann mit verbundener Stirn, dessen Gesicht, braun wie Eichenholz, ein fahlblonder, ungepflegter Bart umwallte. Dicht neben ihm hatte seine nur wenig jüngere Gattin, eine bleiche Dame mit schwarzem Haar, auf einem leichten Strohstuhl Platz genommen und umschlang mit einem Arm seinen Rücken, während die Hand des anderen Armes über der seinigen auf dem Tisch lag. Der Oberleutnant, der in seinem bürgerlichen Beruf Geschäftszreisender einer großen Tuchfabrik gewesen war, hatte nach seiner gestern erfolgten Heimkehr zwanzig Stunden lang unermesslich tief geschlafen, dann gut zu Mittag gegessen, sich mit seinen beiden kleinen Jungen unterhalten, den Traumtrank einer echten Upmann-Zigarre geschlürft, von denen ihm seine frühere Firma eine Kiste als Willkommengruß übersandt hatte, und nun empfand er, wegen seiner Verwundung von der russischen Front beurlaubt, ein stolzes Wohlgefühl, wie ein Wanderer, der

einen fast unerreichbaren Berggipfel erstiegen hat. Seine Frau unterhielt ihn von allem möglichen, von ihren beiden Knaben, von Verwandten und Bekannten, von ihrem Garten, dem Leben der Stadt; er hörte zu, wie etwa ein Kaiser dem Vortrag über die Verwaltung seiner einzelnen Kronländer, ohne Leidenschaft, er stand jetzt über diesen Dingen und machte sich keine Sorgen um sie. Nur selten warf er eine Bemerkung in den Redefluß hinein, die dann mit diesem meistens wenig zu tun hatte. So sagte er, indem er mit scharfem Auge die Tischdecke musterte, plötzlich: „Die Decke habe ich ja noch nie gesehen.“ Sie lächelte: „Es ist unsere alte Tischdecke, nur war sie früher rot, und ist grün umgefärbt worden.“ „Welch wunderschöne Decke das ist“, staunte er und streichelte mit seiner rauhen Hand zärtlich über die weiche Wolle. Dann wieder einmal fuhr er empor: „Weißt du, was ich möchte? Ich möchte unsere halbe Wohnung, das Stüben, den Smyrnateppich, alle diese überflüssigen Kissen“, — er warf diesen Gegenständen liebevolle Blicke zu, — „ich möchte den ganzen Krepel mit nach Rußland nehmen. Was glaubst du, wie gut das alles in den Lazaretten zu gebrauchen wäre, wo den Verwundeten als Kopfkissen heute der zusammengelegte Waffenrock genügen muß!“ Auch blickte er wohl einmal jählings auf die Straße, wenn irgendein besonderes Geräusch hier vernehmbar wurde, und als ein eisenbeladenes Gefährt vorüberratterte, gestand er, nach seiner entsetzten Bewegung zur Straße hin, lächelnd: „Ich habe geglaubt, es wäre ein Maschinengewehr.“ Da drückte seine Frau ihren Kopf so innig an seine Schulter, daß ihre klassisch hohe Stirn von seinem Kriegerbart fast verdeckt wurde. „Günther“, frohlockte sie, „komm zurück! Hier gibt es doch keine Maschinengewehre, hier gibt es keinen Feind.“ Seine Augen leuchteten auf, wenn auch in etwas krankhaftem Glanz, und als wenn er Gespenster scheuche, mahnte er mit abwehrender Hand: „Hedwig, wir wollen solche Wörter gar nicht aussprechen, gar nicht an so etwas denken. Ich bin ja daheim, daheim!“

Die Klingel der Etage schrillte, und eine helle Frauenstimme frug draußen das Mädchen: „Ist die Herrschaft zu Hause?“ „Das ist Annschen“, rief Frau Kerner, indem sie aufstand. „O weh!“ knurrte er. „Du hast sie doch immer so gern gehabt“, sagte sie verwundert, indem eine leichte Röthe über ihr blaßes Gesicht huschte. „Aber heute nicht, schaff' sie bald wieder fort!“ bat er. Die Thür tat sich auf, und eilenden Schrittes flog Fräulein Anna, eine schlanke, blendende Gestalt, im Samtmantel, mit einem prächtigen Federhut auf welligem Blondhaar, der Hausfrau um den Hals. „Liebste Hedwig, was hast du ausstehen müssen!“ Dann begrüßte sie herzlich Herrn Kerner: „Günther! Herr Oberleutnant!“ rief sie, indem ob ihrer irrigen Anrede mit dem Vornamen ein schelmisches Lächeln über ihr rosiges Gesicht ging. „Willkommen in der Heimat! Aber daß Sie uns solche Angst machen, ist undankbar. Sie glauben nicht, wie unsere Gedanken Sie stets umschwirrt haben. Merkten Sie nichts davon?“ „Nein“, erwiderte er mit abweisendem Lächeln, „mich umschwirrten immer diese Dinger hier“, — er zog aus seiner Tasche ein langes, ovales Geschloß mit abgeplatteter Spitze, — „das ist eine ganz gemeine Ruffenkugel, ich verehere sie Ihnen zum Dank für Ihre schwirrenden Gedanken.“ Die junge Dame konnte nicht genug Worte finden, um ihr Entsetzen vor der Kugel und ihren Dank für das Kriegsandenken auszusprechen, dann frug sie nach der Verwundung, doch Herr Kerner gab nur abgehackte, kühle Antworten; endlich nahm sie mit der Frage: „Ich störe doch nicht?“ an dem in der Mitte des Zimmers stehenden Tisch in einem von Frau Kerner ihr hingeschobenen Sessel Platz. „Alle Bekannten sind voll von eurem Ereignisse, wie war dir nur zumute? Erzähl doch mal!“ sagte sie zu Frau Hedwig. Diese erwiderte ernst: „Glaubst du an eine Auferstehung nach dem Tode? So ähnlich, wie mir, mag dem zumute sein, der im Grabe liegt und plötzlich aufgeweckt wird, um in die Herrlichkeit des Himmels einzugehen.“ „Na, Hedwig“, rief Anna, „ihr sprecht aber beide heute so komisch, das versteht man

ja kaum. Dein Bruder Heinrich hat mir ja schon die drollige Geschichte erzählt, daß dein Mann als vermißt in der Verlustliste stand, und du den Tag drauf von ihm eine Karte erhieltest, wonach er leicht verwundet sei, daß du also gar nicht wußtest, ob du Witwe warst oder nicht, bis dann von Breslau eine Depesche eintraf, daß er vom Lazarett aus in Urlaub kommen werde, und jetzt sitzt er da.“ „Dann weißt du ja alles“, sagte Frau Kerner, von Annchens Redeweise unangenehm berührt, aber mit feuchtem Glanz im Auge. „Wie sind Sie denn nur in die Verlustliste gekommen, Sie Ärmster?“ frug Annchen jetzt den Offizier am Fenster, doch der antwortete überhaupt nicht. „Er hört dich nicht“, sagte Frau Kerner, „er ist auch so ungern an den Krieg erinnert; es hängt mit einem Waldgefecht bei Lodz zusammen. Er ist dort durch einen Kolbenstoß gegen den Unterleib besinnungslos geworden. Der Stoß hat Gott sei Dank keine weiteren Folgen gehabt, aber durch die paar Stunden Besinnungslosigkeit hat er die Fühlung mit seiner Truppe verloren, ist einige Tage in der fürchterlichen Kälte umhergeirrt, nur mit knapper Not und mit seiner Kopfwunde der russischen Gefangenschaft entgangen, und hat wie durch ein Wunder schließlich den Weg nach Lodz zurückgefunden.“ „Du Glückliche!“ rief Anna, doch Frau Kerner wehrte ab: „Dieses Mal ist der Kelch an mir vorübergegangen, den so viele trinken müssen, aber ob ich nicht dennoch bald an die Reihe komme? Ich bin auf das Schlimmste gefaßt, aber Günther und ich haben beschlossen, uns die kurzen Glückstage nicht durch Kriegsgedanken zu verbittern.“ Fräulein Anna hatte noch vieles zu fragen, doch endlich kam man auf andere Dinge zu sprechen.

Herr Kerner sagte kein Wort und wandte seinen Blick nicht von der Straße. Dort wurde die Doppelreihe der Gasflammen angezündet, die über die Länge der Straße schwebte. Herrn Kerners Augen folgten dem Laternenmann, bis die letzte Flamme des heiteren Lichtreigens brannte. Das geschieht allabendlich zur rechten Zeit,

dachte er, eine Ordnung, unwandelbar, wie der Gang der Natur, und er verglich damit die trostlose Verwahrlosung der russisch-polnischen Ortschaften. Oh, es ist doch etwas Schönes um deutsche Kultur! Sie bietet jedem Bürger Sicherheit für sich und sein Eigentum, jedem sein gutes Recht. Deutschland erschöpft sich doch noch nicht im Militarismus, deutsche Wissenschaft und Kunst strahlen wie freundliche Sterne ins Leben hinein. Und doch glaubten die Russen, uns mit ihrer Kultur beglücken zu müssen! — Dann fiel sein Blick auf die hellbeleuchteten Läden ihm gegenüber: Galanteriewaren, Blumen, welche nebensächliche Bedürfnisse, aber welche ein erfreuliches Zeichen von der Stärke unseres Wirtschaftslebens, deutscher Kaufkraft, daß sie bestanden! Wenn erst wieder einmal Handel und Wandel aufblühten unter dem Strahl der Friedenssonne, dann würde sich wohl auch für ihn eine neue Lebensstellung bieten. Oh, wie er sich sehnte, einmal wieder Kulturmensch zu werden! Heute war man aus der Kultur hinausgestoßen in die roheste Urwelt, verflucht, wie wilde Tiere über den Feind herzufallen, im Mordgewühl Menschentum und Menschenwürde von sich zu werfen. Das würde ja anders werden; doch auch in der alten Welt seiner Tätigkeit standen ihm neue Kämpfe in Aussicht, eine Stellung, die seiner bisherigen gleichkam, war nicht so leicht zu finden, neue Verhältnisse würden seine volle Geisteskraft in Anspruch nehmen. — Herr Kerner hatte seine Berufspflichten stets treu erfüllt, doch innere Befriedigung fand er nicht in seinem Beruf. Er gehörte zu den Hungrigen im Geiste, ein Vollmensch wollte er sein, keine Gelderwerbmaschine. Seine frühere Stellung ließ ihm die nötige Geistesfreiheit, um sich selbst auf dem Wege der Erkenntnis zu vertiefen. Seine Feierstunden hatte er meistens zu Hause in der Gesellschaft lieber, gescheiter Bücher verbracht, während seiner Reisen konnte er empfangene Lichtgedanken keimen lassen, oft blühten ihm jaust während seiner Geschäftsgänge eigene Gedanken auf, seine Seele konnte trotz der geschäftlichen Gebundenheit

ihre Flügel regen. In einer neuen Stellung begann für ihn wieder die atemraubende Hezjagd um Aufträge, und jeder Aufschwung der Seele war ein geschäftliches Verfümmnis, denn wer bei dem Wettlauf nicht mit allen Füßen auf der Erde blieb, wurde überholt. „Man wird wieder Mensch nach dem Krieg, man richtet sich von seinen vier Tierklauen auf“, wie sein Kamerad, der kleine Dallwitz, zu sagen pflegte; aber was nuzte das ihm, wenn er nachher auf zwei Tierklauen, wie ein Pudel vor dem allmächtigen Einkäufer, dem launischen Ladenfräulein umherzanken mußte? — Er kannte das Leben des Geschäftsreisenden auf der Landstraße, dieses Weidwerk mit nachfolgendem Jagdessen, und er wußte, daß der Frondienst des Erwerbs und des Genusses ihm auch die Feierstunden entweihen würde. Da war ihm der Krieg fast noch lieber. — So grausam und kulturwidrig dieser war, man fühlte sich als Mann gehoben durch den Gedanken, für das Vaterland zu streiten; wo im Handel gemeiner Futterneid die Herzen trennt, schlugen sie hier zusammen in der Blut der Hingabe für das schönste, für das höchste Gut, das Vaterland, statt der Hinterlist und Tücke, mit der im Handel einer dem anderen seinen Bissen vom Munde zu schnappen suchte, herrschte im Kriege treueste Kameradschaft, die den letzten Bissen, den letzten Trunk mit den Gefährten teilt, durch das Kriegsleben klang das Hohelied von Mannesmut und Heldentreue, durch das Geschäftsleben der armeneligen Gassenhauer: „Ums Geld!“ Und doch wohl oder übel, es war seine Pflicht, für Frau und Kinder zu sorgen, und auch er selbst — sein Blick schweifste freudig durch den Salon — hätte die materielle Grundlage eines behaglichen Lebens nicht entbehren mögen, die er sich einmal geschafft hatte; so hoch reichte sein Idealismus nicht.

Fräulein Anna war im Begriff, sich zu verabschieden, so trafen sich beider Blicke, und als ob sie Gedanken läse, sagte sie: „Wie glücklich müssen Sie sein, einmal wieder die Segnungen der Kultur zu genießen!“ „Gewiß“, erwiderte er, „wenn es auch nur die geringsten Ausstrahlun-

gen der Kultur sind, man empfindet sie als eine köstliche Wohltat. Wieder einmal in einem gemütlichen Stübchen zu sitzen, in einem reinen Bett zu schlafen, schon das erste warme Bad in Breslau war eine wundersame Wonne.“ Lachend verabschiedete sich Fräulein Anna, und Frau Kerner geleitete sie nach der Haustüre.

Etwas Gutes, dachte Herr Kerner, hat der Krieg für mich gehabt: Daß die böse Flamme, die einst in mir für Fräulein Annchen brannte, völlig erloschen ist. Wer weiß, welcher Brand ohne den Krieg entstanden wäre! Ihm war ähnlich zumute, wie vor einer Woche, als er sich aus dem fürchterlichen russischen Walde herausfand. „O weh“, sagte er zu sich selbst, „wäre der Krieg nicht gekommen, ich hätte ja meinen besten Kameraden, meine Frau, verraten.“ Zugleich ging ihm eine prächtige Aussicht auf: „Sie, dein bester Kamerad, steht doch wie keine auf der Höhe der Kultur, sie kann dir durch Vorarbeiten, durch Anstreichen des Wichtigsten in den Büchern, durch Besprechung aller Kulturfragen, später helfen, trotz aller Zugeständnisse an den Frondienst des Erwerbs wieder zu menschenwürdigem Denken, zu einem geistigen Leben zu gelangen. Wenn sie als Hohepriesterin das Feuer des Geistes hütet, kann es auch dir Licht und Wärme geben.“

Frau Kerner kam zurück. „Du bist ein netter Bruder“, scherzte sie, „du rühmst das warme Bad, das reine Bett, das Zimmer als Segnungen der Kultur, aber von deiner Frau sagst du nichts. Du hast wohl wieder an Rußland gedacht?“

„Nein, nur an dich.“

„Sehr schmeichelhaft, was denn?“

„Ich dachte: Im Kriege schützen wir die deutsche Kultur, aber wir selbst wühlen uns immer mehr aus ihr heraus. Wenn ich heimkomme, wieder reisen muß, vielleicht“ — er lächelte — „in Havannaimporten, Schokolade oder Parfümerien, — dann fördere ich, wie man zu sagen

pflegt, die Kultur, aber ich selbst werde durch die Jagd nach dem rollenden Taler von der wahren Kultur immer mehr getrennt. Wer könnte anders helfen, daß mir die unentbehrliche Sonne meines Lebens nicht aus den Augen kommt, als du, mein treuester Kamerad, der ja auf der Höhe der Kultur steht?"

"Auf der Höhe stehe ich nicht", erwiderte sie, "aber manch liebliches Thal hoch über den Tiefen kann ich dir erschließen und dich hinführen, so oft du willst."

"Das genügt mir, um aus der Roheit des Kriegeslebens wieder emporzukommen und bei der Hetzjagd des Geschäfts nicht den Atem zu verlieren. Ich kann fast alles andere eher entbehren, als den frischen Hauch höheren Geisteslebens."

"Ach, könntest du doch gleich hierbleiben", seufzte sie.

"Als Bube hinterm Ofen, pfui, mein Kind!" erwiderte er.

"Ich habe nie so gefühlt, daß du mein ganzes Glück bist, als bei der falschen Nachricht der Verlustliste."

"Ich habe nie so gefühlt, daß du mein bester Kamerad bist, als jetzt nach der Blutarbeit und angesichts einer ungewissen Zukunft."

Das Dienstmädchen kam und frag, ob sie das Abendessen bringen sollte. "Nein, wir wollen noch ein halbes Stündchen warten", erklärte er. Ob sie Licht anzünden sollte? "Nein, ich werde es selbst tun", erklärte sie. Lachend erzählte sie, daß sie es nicht angezündet habe, um Unnachen nach seinem Wunsch eher zum Gehen zu veranlassen, und er wehrte ihr, es jetzt anzuzünden. Die Abendglocken begannen zu läuten. Er zog sie wieder auf den Stuhl an seiner Seite. Sie lehnte wieder den Kopf an seine Schulter, ihre beiden Herzen jauchzten still vor Glück, und die Heroen schaffender Geisteskraft, die weißen Büsten von Schiller und Goethe, strahlten allein durch das

Dunkel, als ob sie sich freuten über dieses im Herzen und Geist verbundene Ehepaar.

So einträchtig waren wir nie, dachte sie, wie heute in der Pause zwischen den Schlachten. Dann nahm sie sich vor, alles zu tun, um reines Licht in sein vom schwelenden Rauch der Kriegsfadel umdüstertes Gemüt zu bringen und ihn dauernd an sich zu fesseln.

Er aber dachte: Hätte doch jeder deutsche Soldat daheim ein Weib, das ihn mit sanfter Hand aus der Barbarei des Krieges wieder emporführt. Herrgott, ich danke dir, du schenkst mir alles, ich werde die treue Kameradschaft wie im Feld und zugleich die Kultur des Friedens genießen! Mit einer solchen Frau sollte ich nicht den Mut haben, alle Pflichten des Tages zu fressen, jeden Kampf aufzunehmen? Oh, wenn er wieder in der Front wäre, er wollte den Russen zeigen, was ihm seine Frau wert war.

Er begann zu träumen. Er war wieder im russischen Walde: Die Kugeln klatschten und pffiften, die dürren Äste regneten nieder, überall raste Gewehrfeuer, ohrenzerfchmetternd. Er hörte sich selbst kommandieren: „Fällt das Bajonett!“ Ein Trommler gab mit rasselndem Wirbel sein Kommando weiter. Er selbst raste seiner Truppe voran in den Feind mit brüllendem Hurra! — Säh erwachte er aus seinem Traum, weil seine Frau bei dem lauten Kriegsruf von seinen Lippen erschreckt aufgesprungen war. „Komm zurück, Günther!“ sagte sie mild, indem sie ihm das Haupt streichelte. Er aber lachte jauchzend, wie ein lustiger Knabe: „Verzeih“, sagte er, „wenn ich dich erschreckt habe, aber wer solchen Kameraden hat, wie du bist, wie möchte der nicht sofort tapfer ins Feuer gehen?“ Dann zündete sie den Kronleuchter an. Das Abendessen wurde aufgetragen, und er erzählte in fröhlicher Laune von den landschaftlichen Schönheiten, die er im fernen, fremden Rußland geschaut, von dem Glend des

Krieges und endlich von seinen eigenen Kriegserlebnissen. Es war das erstemal, daß seine Zunge sich löste, aber Hedwig sah, wie wohl es ihm tat, ihr die ungeheuren Eindrücke mitzuteilen. Sie erlebte im Geist alles mit, und wenn dabei ihr Herz zuweilen sich zuckend zusammenkrampfte, mahnte sie selbst sich: „Tapfer! Ich bin doch dein Kamerad.“

# Im Kaffeekränzchen

„Ich finde das Kriegsbrot abscheulich“, sagte die alte Jungfer, „und außerdem gibt es keine Kraft.“

„Im Gegenteil“, sagte eine, die noch keine alte Jungfer war, „mir ist, als ob der Gedanke, dem Vaterland ein kleines Opfer zu bringen, mehr Kraft gäbe, als der schönste Stuten.“

Die alte Jungfer ließ sich nicht so leicht widerlegen. „Von Gedanken kann der Körper nicht leben“, sagte sie, „dieses Kartoffelmehl, was dabei gemischt wird, bietet doch dem Magen lange nicht den Nährstoffgehalt.“

Eine alte Kriegermutter kam der jungen Dame zu Hilfe: „Wo heute das Herz so voll ist von den Kriegsschicksalen, kann der Magen wohl mit etwas weniger Gehalt auskommen“, sagte sie.

Die alte Kriegermutter sah blaß aus, was allerdings nicht von dem Brot, sondern von ihren nächtlichen Tränen herrührte; aber auch das, was sie sagte, war nicht wohlüberlegt, denn es gibt doch selbst heute noch Menschen mit leerem Herzen, die nur vom Magen aus ihren Gehalt empfangen.

# Im Speckkammerchen

Frau Simon: Sehen Sie, meine Liebe, ich habe ein besonderes Zimmer zur Vorratskammer eingerichtet. Hier sind 199 Pfund Weizenmehl, dort Erbsen, Bohnen, Konserven und dann hier:

Schinken, Wurst und Schweinepötchen  
Schmecken besser, als harte Brötchen;

wir werden keinen Hunger leiden.

Frau Samson: Von Ihren Vorräten könnten allerdings zehn Familien leben. Eigentlich entziehen Sie durch Ihre Hamsterei zehn Familien ihre Nahrung, und Ihr Speckkammerchen kommt mir wie eine Raubritterburg vor.

Frau Simon: Poffen! Ich stehe auf dem kaufmännischen Standpunkt: man kauft seinen Bedarf, wenn er noch billig zu haben ist.

Frau Samson: Und man verkauft dagegen das Recht, etwas mitzutragen von der Not des Vaterlandes. Dann war es auch ein kaufmännisches Geschäft, als Esau dem Jakob für ein Linsengericht sein Erstgeburtrecht verkaufte.

# Kloß und Reil

Frau Kloß: Ich leide nichts vom Krieg, mir hat er sogar etwas eingebracht. Sehen Sie mal, diesen Pelz würde ich nie bekommen haben, wenn er nicht wegen des Krieges spottbillig gewesen wäre. Ist das nicht ein Treffer?

Frau Reil: Allerdings, aber wer hat heute für solche Toilette-treffer Sinn, wo andere Treffer so vielen schweres Leid bringen? Ich habe ja auch niemanden im Feld, aber ich meine, wo das ganze Volk leidet, leidet jeder einzelne als Glied des Volkes mit.

Frau Kloß: Warum sollte ich leiden, wenn ich nicht betroffen werde?

Frau Reil: Dann sind Sie wohl mehr ein Toilettenstück, als ein Glied unseres Volkes.

# Die Gewissenswunde

Ich saß in dem sauber schimmernden Frühstückszimmer des Amsterdamer Hotels, in dem ich die Nacht verbracht hatte, und stärkte mich für den geschäftlichen Besuch, wegen dessen ich die schnelle Reise nach der Stadt der Brachten unternehmen mußte. Gerade stellte ich voll Behagen einsame Betrachtungen an über die Vorzüge solch eines üppigen Frühstücks, wie man es nur in Holland findet, als zwei weitere Gäste eintraten, anscheinend Vater und Tochter, und als dritter im Bund ein großer Miredale-Terrier, den die Dame an der Leine führte. Es war ein seltsames Kleeblatt und riß mich aus meiner behaglichen Genießerstimmung etwas heraus. Von dem roten Gesicht des Alten hob sich ein weißer Schnurrbart, als wäre er von Watte, so sah er wie ein alter Haudegen aus, doch unter der hohen Stirn mit dem weißen Schopf blickten traurige, jammernde Augen hervor. Die Dame im Alter von vielleicht dreiundzwanzig Jahren war eine Schönheit, aber so bleich, mit so müden Zügen im Gesicht, daß sie an eine geknickte, welkende Blume erinnerte; sie bewegte sich außerordentlich langsam, und alle Kraft zum Leben schien aus diesem schönen, schlanken Leibe in rostrotem Seidenkleide entwichen. Der Hund beeilte sich, sobald die Dame ihn von der Leine gelöst, mich zu beschnuppern, doch die Dame rief ihn mit matter Stimme: „Bijou!“, ein Name, der zu dem großen, stämmigen, nervigen Tier wie die Faust aufs Auge paßte, auf den der Hund aber unweigerlich hörte. Das Paar ließ sich mir gegenüber nieder, wir grüßten einander höflich mit leisem Kopfnicken, und der

Hund lagerte sich gehorsam neben den Stuhl der Dame. Der Greis griff die Lederbissen des Frühstücks tapfer an, dabei zitterte aber seine Hand ganz außerordentlich. Wenn er ein Stück mit der Gabel pückte, bewegte sich diese im Zickzack wie ein Blitz, und die Teetasse zum Munde zu führen, war für ihn ein Balancierkunststück. In Deutschland nennt man solche Nervenschwäche Tatterich, und mein erster Verdacht war, daß der Alte in seinem langen Leben den geistigen Flüssigkeiten mehr zugesprochen haben möchte, als für Leib und Seele gut ist. — Noch auffälliger wurde das Benehmen der Dame. Sie hatte für sich Kuchen bestellt und benutzte in der That die Vorräte des Frühstückstisches nicht für sich, sondern nur zur Fütterung des Bijou. Als nun der Kellner den Kuchen brachte, muß er zufällig den Köter getreten haben, jedenfalls sprang dieser beleidigt knurrend in die Höhe, aber noch heftiger sprang die Dame auf. Ich sah zufällig, wie sie dem Kellner einen Blick zuschleuderte, als müsse sie ihr Leben gegen ihn verteidigen. Dann kniete die seidenumflossene Dame nieder zu dem Köter, untersuchte liebevoll seine getretene Pfote, streichelte ihm den Hals und herzte ihn mit einem Sturm des Gefühls, der die geknickte Blume völlig umzuwandeln schien. Ich sagte mir, daß sie mindestens stark hysterisch sei, wandte meine Augen ab und brachte mein Frühstück schneller zu Ende, als bei dem Überfluß an Lederbissen und an freier Zeit bei mir nötig war. Kaum war ich aufgestanden, redete mich der Alte an: „Sie verzeihen, mein Herr, könnten Sie uns wohl den Weg zum Rijks-Museum andeuten?“ Ich hatte ganz in der Nähe dieses Museums zu tun, und wenn ich mir auch sonst nicht gerade diese Gesellschaft ausgesucht hätte, ein gutes Frühstück stärkt die allgemeine Menschenliebe, und so erbot ich mich, ihn nach dem Museum zu geleiten. Unterwegs erkundigte sich der Alte lebhaft nach allen Museen in Amsterdam, im Haag, in Leyden usw. und setzte mich dadurch sehr in Erstaunen, denn ich mußte glauben, in dem zittrigen Greis einen unersättlichen Kunstschwärmer entdeckt zu haben; er bat mich auch, die

Namen der Museen aufschreiben zu dürfen, doch schon waren wir am Rijks-Museum angeiangt, wo unsere Wege sich trennten. Selbstredend erklärte ich mich zu den Angaben gern bereit. Der Alte zog sein Merkbuch hervor, doch ehe ich mit den Angaben beginnen konnte, sagte mir die Tochter mit freundlichem Dank Lebewohl, und zu meiner Überraschung verabschiedete sie sich auch von ihrem Vater, mit dem sie verabredete, daß er sie nach einer Stunde an dieser Stelle wieder erwarten solle. Dem Vater übergab sie die Leine mit Bijou und nahm dann von dem Hund so zärtlichen Abschied, daß ich wieder den häßlichen Gedanken an eine Gefühlsstörung nicht unterdrücken konnte. Dabei hatte mich das Mädchen unterwegs durch ihre wenigen Äußerungen derart für sich eingenommen, daß mir diese Beobachtung in der Seele weh tat.

„Wollten denn Sie nicht das Museum besichtigen?“ frug ich den Alten, während wir allein draußen standen. „Nein“, erwiderte dieser, „das ist nur für meine Tochter nötig, sie muß sich zerstreuen.“ Und auf einmal, als wolle er sich mit den Worten eine Last vom Herzen schütteln, rief er aus: „Oh, mein Herr, wir kommen aus der Hölle, wir haben die Belagerung von Antwerpen mitgemacht.“ „Ach so“, erwiderte ich, „da haben Ihre Nerven gelitten. Mir ist schon aufgefallen, daß Ihre Hand etwas zittert.“ „Bah“, fiel er ein, „das ist nichts, aber meine Tochter . . . Ach, hätten Sie sie früher gekannt, vor wenigen Wochen, da war sie ein fröhliches Mädchen, leichtfüßig und sprühend wie ein Fluß, der über die Wehr springt; oh, wie glücklich lebten wir, welch goldige, sonnige Tage liegen hinter uns! Und nun dieser Trübsinn und diese fixe Idee mit dem Hund . . ., es ist zu gräßlich!“ Es war nicht nur Neugier, sondern auch herzliche Teilnahme, was mich zu dem Vorschlag veranlaßte, in ein Restaurant zu treten. Ich begründete ihn damit, daß er dort bequem die Sehenswürdigkeiten Hollands in sein Buch vermerken könne, innerlich fühlte ich, daß es für den alten Mann eine Wohlthat sein würde, mir sein Herz auszuschütten. „Ach“, begann der

Greis auf meine Frage hin, während er sein Gläschen mit dem unvergleichlichen Fodnglikör zitternd zum Munde führte, „ach, wären wir geflohen! meine Tochter wollte es nicht aus Übermut und Eigensinn. Ihr Schicksal kommt mir gerade so vor, wie das unseres Staates, Belgiens, dessen Verderben auch durch Übermut und Hartnäckigkeit heraufbeschworen wurde. Meine Tochter hatte sich im Übermut verschworen, nicht zu weichen, und war halsstarrig genug, dies durchzusehen. Die Folgen sehen Sie heute. Sie war von früh auf gewohnt, zu Hause ihren Willen durchzusehen, meine verstorbene Frau liebte sie zu zärtlich, und ich war als Kapitän bei einer großen Dampfschiffahrtsgesellschaft meistens unterwegs; bei der Belagerung hatte das Unglücksmädel aber auch noch viele Bekannte und Nachbarn veranlaßt, mit uns in Antwerpen auszuhalten. Wir besaßen zwei Keller unter dem Hause, und der Zugang zu dem einen war so versteckt, daß nur ein Eingeweihter ihn fand, auch hätte niemand einen zweiten Keller gesucht. In diesem hatten wir uns eingerichtet, ihn mit elektrischem Licht und anderen Bequemlichkeiten ausgestattet, dort wollten wir aushalten, bis die Deutschen, wir hofften es ja noch immer, zurückgeschlagen waren. Ich will Ihnen nicht von unseren Hoffnungen erzählen, die durch die Lügen der Presse immer wieder angestachelt wurden, auch nicht von den Ereignissen, die jeder weiß; noch bis Mittwoch, bis zum 7. Oktober, hat meine Tochter gelacht über alle Bedenken; oh, wir hatten ja so neue, unüberwindliche Befestigungen, und sie hatte solch ein hellklingendes, sonniges Lachen! Da, in der Nacht zum 8. Oktober, begann ein Orkan von Kanonenschüssen, der jedes Herz vor Weh und Graus erstarren machte. Wie hat das gebrüllt, uns die Ohren auseinandergetrieben und die Herzen dazu! Zehn Schläge zählten wir die Minute. Am 8. Oktober morgens gab es einen fürchterlichen Knall: Das Munitionslager flog in die Luft. Nun, dachten wir, kann's nicht mehr schlimmer kommen, doch noch schlimmer erschütterte uns am folgenden Freitagmorgen ein plötzlicher Schlag gerade über

uns. ‚Vielleicht‘, sagten wir uns zitternd, ‚hat es in unser Haus eingeschlagen‘, aber es wäre Wahnsinn gewesen, hinaufgehen zu wollen. Bald darauf fragt einer unserer Leidensgefährten: ‚Wo ist denn nur Bijou?‘ Kein Mensch hatte in der Hölleangst an ihn gedacht. Was liegt auch an einem Hundeleben, wenn unschätzbares Menschenblut ganze Länder rötet? Allmählich wird es ruhiger draußen, das Schießen läßt nach, aber unsere Angst wächst. Was mag geschehen sein? Während wir noch hierüber unsere Ansichten austauschten, rast plötzlich an unserer Kellertür ein Kraken und Scharren, dann ein ungestümes Bellen. Das konnte nur Bijou sein, der uns mit seiner feinen Nase in dem geheimen Versteck entdeckt hat. Zugleich begreifen wir die Gefahr: Wenn das Schweigen der Geschütze wirklich bedeutet, daß die Festung gefallen und der Feind in der Stadt ist, so sind wir verloren, denn der Hund wird unser Versteck verraten. Nun bellt er immer lauter, ist aus Rand und Band, läuft immer nach der Straße, springt zurück und wirft sich mit aller Wucht vor unseren geheimen Eingang, als wolle und müsse er Leute herbeirufen. Meine Tochter will die Tür öffnen, um ihn hereinzulassen, aber in diesem Augenblick donnern dagegen schon Kolbenschläge, und eine wilde Stimme ruft: ‚Heraus hier!‘ Was blieb uns übrig? Wir öffneten und erwarteten nichts anderes, als im nächsten Augenblick von einem Bajonett durchspießt zu werden, doch der feldgraue Soldat schleudert nur einen nach dem anderen von uns auf die Straße mit solcher Wucht, daß wir hinfallen. Jetzt sehen wir etwas Schreckliches: Unser Haus brennt. Bei dem plötzlichen Schlag, den wir vor zwei Stunden hörten, war eine Granate ins Haus gefallen und hatte gezündet, seit zwei Stunden brannte es lichterloh über unseren Köpfen. Raumb hatten wir dies ausgedacht, da brach die mächtige Steinmasse zusammen, durchschlug die Kellerdecke und würde uns unter brennenden Trümmern begraben haben, wenn nicht der Soldat, von dem Hunde hingeführt, uns herausgenötigt hätte. Die Deutschen waren ganz anders, als wir in

unserem Wahn gedacht, und alles wäre nicht so schlimm gewesen, wenn nicht meine Tochter eine gefährliche Gewissenswunde davongetragen hätte. Sie kann nicht vergessen, daß durch ihre Schuld ein Duzend ihrer liebsten Menschen einen qualvollen Tod gefunden haben würden, wenn nicht der Hund uns gerettet hätte. Seitdem vergöttert sie den Hund. Die Erinnerung überkommt sie wie ein Fieberdelirium, dann schüttet sie dem unvernünftigen Tier gegenüber ihr Herz aus, dankt ihm auf den Knien als ihrem Schutzengel, und natürlich darf der Hund nicht von unserer Seite. Da sie malen gelernt hat, interessiert sie sich noch einigermaßen für Kunstwerke, und ich führe sie von Museum zu Museum, damit sie in dieser Welt der Farben sich ablenkt, während ich den Hund draußen spazieren führe.“

Ich tröstete den armen Greis so gut ich konnte durch den Hinweis darauf, daß die Natur in der Jugend geschmeidig ist, dann ging ich meiner Wege; doch noch lange dachte ich an das Schicksal des unglücklichen Mädchens und wünschte ihm eine Auferstehung aus dieser schlimmsten, der geistigen Not. — Wieviel von dieser Not wird der Krieg hinterlassen! Als mich dann aber wieder das geschäftige Straßenleben der holländischen Hauptstadt umwogte, als ich die wohlgenährten Gesichter dieses neutralen Volkes sah, kam mir eine andere Frage: Wenn diese junge Antwerpenerin solche Gewissenswunde davontrug, weil sie dem Tod ein Duzend Menschen aussetzte, die doch schließlich gerettet wurden, wie mag es dann mit dem Gewissen derer aussehen, die aus Übermut, Hartnäckigkeit und aus anderen noch viel gemeineren Beweggründen ganze Völker wirklich in Tod und Verderben hineingejagt haben?

## Es geht ihm gut

Weltmüde versank der Tag, nur sein Herzblut, die letzten Strahlen der Abendsonne, färbten noch den Himmel und funkelten wieder aus den Fenstern des Tannenhofes, eines Bauerngutes, das hier fern von der Heerstraße, fern vom Gewoge der Welt und von der Völker Kampf um Sein oder Nichtsein sich an den verschwiegeneu Tannenwald schmiegte, von dem das Gut den Namen hatte.

Über einen schmalen Feldweg ging auf das Gut hin eine alte gebückte Frau und empfand den stillen Frieden der Natur um so tiefer, da ihre alten Glieder von der schweren, ungewohnten Feldarbeit herzlich müde waren. Einst wäre ihr diese Arbeit eine Lust gewesen, als sie noch eine der fleißigsten Mägde des Hofes war, aber wieviele Jahre lagen dazwischen. Sie war ja noch rüstig und konnte, außer über ihre Augenschwäche, nicht über Altersgebrechen klagen, aber die harte Arbeit war ihr fremd geworden, seitdem sie bei ihrem Sohn, dem Lehrer im Dorfe, wohnte, der reichlich an ihr vergalt, was sie nach dem frühen Tode ihres Mannes für den wackeren Burschen gearbeitet und gelitten hatte. Der kämpfte nun draußen in Frankreich auf dem blutgetränkten Feld der Ehre und sie mußte hier auf dem Ackerfeld helfen, weil auch die Söhne und Knechte des Bauern, die ganze Jungmannschaft des Hofes, unter den Waffen stand; zwei davon lagen sogar schon in der kühlen Erde.

In diesem Jahr hatte die Frühjahrsbestellung eine ganz besondere Bedeutung, galt es doch, durch die Urkraft des deutschen Bodens Englands tödtlichen Plan zu ver-

eiteln, das „germanische Ungeheuer“, ein Volk von siebzig Millionen, durch Abschneiden der Nahrungszufuhr zum Verhungern zu bringen. Der Uckerbau, dessen Ruhm durch seinen jüngeren Bruder, den stählernen Siegfried Industrie, seit einem halben Jahrhundert etwas verdunkelt worden war, mußte in diesem Jahr entscheidend eingreifen in den Kampf des deutschen Volkes um Siegen oder Sterben.

Da die Männer fehlten, hatte man für die Frühjahrsbestellung die Weiber mobil gemacht und in erster Linie die Witwe Hartmann, die alte, treue Lisbeth, die ja stets zur Stelle war, wenn ihr alter Tannenhof ihre Dienste ausnahmsweise wieder verlangte. —

Während der Klang der Abendglocken der alten Frau über den Tannenwald entgegenwehte, so traulich, als wollte er sie in ihr friedliches Stübchen im Schulhaus des Dorfes locken, hatte Frau Hartmann eine dunkle Empfindung, daß auch sie eine Kämpferin sei für des geliebten Deutschen Reiches Recht und Ehre. Ein Flämmchen des Stolzes flackerte bei dem Gedanken auf in ihrer Seele, doch es verschwand fast in dem großen, glänzenden Licht, das dahinter in ihrer Seele aufquoll, in ihrer Hoffnung auf Frieden, den holden, menschenbeglückenden Frieden. Einmal war doch selbst die Sintflut verlaufen, und die Taube Noäh mit dem grünen Ölweig erschienen, so mußte einmal doch auch der Krieg sein Ende haben, und ihr Franz zu ihr zurückkehren.

Sie wurde von der Landstraße drunten angerufen: „Lisbeth, ein Feldpostbrief für dich ist angekommen, ich habe ihn dem Bauer gegeben.“ Es war der Postbote, auch ein Veteran, ein Verwandter von ihr, der in Friedenszeiten Schuhe flickte, aber, da es ihm an Leder und der Post an Männern fehlte, in den Dienst des völkerverbindenden Verkehrs getreten war.

Bei seinen Worten reckte die alte Lisbeth ihre Glieder, Sehnsucht durchprielte ihr Herz, und schneller schritten ihre Füße dem Dorfe zu. Der Brief konnte ja nur von

Franz sein. Sicher würde er Gutes melden. Das letzte-  
mal hatte er geschrieben, daß er jetzt aus der vorderen Ge-  
fechtlinie heraus und außer Gefahr sei. Oh, wie hatte  
diese Mitteilung Frieden in ihr Herz getragen! Wenn er  
in der Front allen tödtlichen Kugeln entgangen war, dann  
brauchte sie jetzt sicher nichts mehr zu befürchten. Feier-  
abendstill lag der Hof, nur die Gänse schnatterten ihr ent-  
gegen, und Katharina, die Magd, die auf der Schwelle des  
Nebeneingangs hockte und ein Huhn rupfte, frug sie etwas,  
aber Lisbeth eilte an ihr vorüber nach dem Haupteingang  
und hier schnurstracks in die Stube des Bauern. Dieser  
überreichte ihr den Feldpostbrief, aber sie bat: „Lesen Sie  
ihn mir vor! Sie wissen, meine alten Augen . . .“ Der  
Bauer öffnete den Brief und las:

„Liebstes Mütterchen! Wir hatten just vor unserer  
Ablösung noch ein heißes Ringen in der Champagne zu  
bestehen und trugen einen glänzenden Sieg davon. Die  
Rothosen wehrten sich wie verzweifelt, aber mit blutigen  
Köpfen haben wir sie zurückgeworfen. Leider ist mir dabei  
ein kleines Unglück zugestoßen, ich habe einen Schuß in die  
linke Brust erhalten, so kommt es, daß ich Dir aus dem  
Lazarett schreibe. Wir liegen hier zu etwa 250 Verwun-  
deten in einer Schule und werden aufs beste verpflegt.  
Gott verläßt keinen Deutschen, also mache Dir keine  
Sorge! Mir geht es jetzt ganz gut. — Mit herzlichem  
Gruß und Ruß

Dein getreuer Sohn Franz.“

„Hm, hm“, machte der Bauer, „mir ist, als wäre das  
gar nicht seine Handschrift.“ Frau Hartmann starrte  
ahnungsbang den Bauer an, dann den Brief, griff erregt  
in die Tasche ihres Kleides und nestelte mühsam die Brille  
heraus, es kostete viel Anstrengung, bis sie sie auf der  
Nase hatte, und bleich wie Wachs war sie darüber ge-  
worden. Dann starrte sie nochmal den Brief an; die Buch-  
staben schwammen wie schwarze Flecken vor ihren kranken  
Augen, aber dennoch erkannte sie und beklommen gurgelte

sie hervor: „Nein, das ist nicht seine Schrift!“ „Na, Lisbeth“, tröstete der Bauer, „machen Sie sich keine Sorgen! Er schreibt doch: es geht ihm gut.“ Dann nahm Lisbeth den Brief, packte ihre Brille wieder ein und ging.

Langsam, mit gebeugtem Rücken schritt sie durch den Tannenwald. Es war schon fast finster hier, aber sie kannte blind den Weg. Sie kannte auch die verschwiegene Stelle, wo zwischen düsterem Tannicht das weiße Kreuzifix stand. „Es geht ihm gut“, murmelte sie öfter vor sich hin, als müsse sie sich an den vier Worten stärken. An dem Kreuzifix machte sie halt, kniete nieder, und während ihr inneres Auge inbrünstig an dem Bild des Gekreuzigten hing, das ihre leiblichen Augen nur verschwommen sahen, zuckte es plötzlich durch den Nebel der ungewissen Sorge, der ihr Herz umhüllte, wurde es ihr plötzlich zur Gewißheit: Ihr Sohn, ihr Franz war tot, und deshalb ging es ihm gut. Sie sah seinen blassen Kopf vor sich, wie sie ihn so oft gesehen, seinen Mund umschwebte ein starres Lächeln, der Scheidegruß für sein Mütterchen, und schweigend küßte sie hier in weiter Ferne den Sohn, den sie mit dem Auge des Herzens schaute. „Es geht ihm gut“, flüsterte sie nochmal mit ruhigem, einförmigem Ton, dann raffte sie sich auf, und mit einem langen Blick auf das Bild des Heilands, als ob sie von diesem Abschied für ihr ganzes Leben nehmen müßte, ging sie, eine wunderbare helle Ruhe im Herzen, weiter durch den dunklen Tann. Zu Hause saß sie noch einige Zeit bei ihrer Kerze mit gefalteten Händen, dann legte sie sich müde zu Bett und hatte einen wunderbaren Traum: Nach heißem, ermüdendem Weg kam sie in einen lauschigen, traulichen Wald. Auf keiner Seite nahm dieser ein Ende, nirgendwo öffnete sich ein Blick auf sonnige Felder. Plötzlich stand sie vor einem schimmernden Haus, anscheinend einer Herberge, denn über der Thür las sie die Worte: „Zum ewigen Frieden.“ Darüber war ein Taubenschlag, wo Tauben vor ihrem Türchen aneinandergedrückt auf der Stange saßen und leise gurrten. Nun trat der Wirt aus der Thür, aber dieser wandelte sich aus einem

irdischen Wirt in einen leuchtenden Cherubim. Einen roten Fleck hatte er auf der linken Brust, und nun erkannte sie in ihm ihren Sohn Franz. Er nahm sie heiter bei der Hand, führte sie ein in die Herberge, und hieß sie die staubigen Kleider ablegen. Da kam ihre alte, längst gestorbene Mutter herbei, um ihr zu helfen, doch ihre Kleider fielen von selbst ab, und ebenso ohne ihr Zutun stand sie da in einem Gewand von Licht. Dann sagte ihr Mütterchen lachend: „Hier kennt man keinen Krieg“, und führte sie in ein trauliches Stübchen, wo Franz bei einem Buche saß. Sie setzte sich ihm gegenüber, wie sie so oft gesessen, und ruhte und fühlte alle Wonne der Ruhe, der Geborgenheit, des Friedens. —

Als sie am anderen Morgen erwachte, blickte sie auf den Traum wie auf eine Verheißung selig lächelnd zurück, dann ging sie an die Arbeit auf den Lannenhof, und als sie abends vom Felde dorthin zurückkehrte, war wieder ein Brief für sie angekommen. Es war die amtliche Meldung vom Tode ihres Sohnes mit Worten der Anerkennung und dem Hinweis auf Gottes Willen. Frau Hartmann zog dafür ihre Brille nicht mehr hervor, denn sie hatte es ja gewußt. Ihre Tage flossen dahin, wie sonst, nicht einmal Trauerkleider kaufte sie sich, nur ihr Haar, das bis dahin grau gewesen, ward schlohweiß. Und als sie immer weltfremder wurde, und die Leute im Dorf sie sogar als einfältig bezeichneten, blieb sie doch in hohem Ansehen wegen ihres Sohnes, des Lehrers, der den Heldentod fürs Vaterland gestorben, und wenn ihre Bekannten ihn rühmten, dann leuchtete wohl ein Schimmer auf in ihren matten Augen, doch sie sagte nichts weiter, als: „Es geht ihm gut.“

# Die neue Seele

Endlich einmal wieder machten wir, meine junge Freundin Helene und ich, einen Sonntagsspaziergang über die schöne Landstraße an den grauzackigen Bergen vorbei fluslaufwärts. Der lachende Sonnenschein hatte manche Sonntagsbummler ins Freie gelockt, da plötzlich: Suspension, Staubwolke, Benzinduft. „Natürlich“, sage ich, „solches Wildschwein darf nicht fehlen!“ Durch die ver-schwimmende Staubwolke des Autos traf mich ein Ver-achtungsblick Helenes, als sollte ich elektrisch hingerichtet werden. Was soll dieser Blick? Ist sie prüde geworden, verträgt sie keinen harmlosen Scherz mehr? Sie hat doch einst herz-haft mit mir gelacht über die Ähnlichkeit von Wildsau und Auto: Sie rasen, sie grunzen, sie stinken. Nun dreht die Holde mir plötzlich den Nordpol ihrer Seele zu? „Solche Redensarten gehören sich nicht“, zürnte sie, „wie kann man ein Ding schmähen, das uns im Krieg so segensreiche Dienste geleistet hat, wie die Autos? Ist nicht der bel-gische Löwe, oder — besser gesagt — die belgische Wild-taube gezähmt worden, weil wir durch Autos eine Strom-schnelle von Truppen in ihre Höhle ergossen? Haben die Autos nicht die Qualen der Verwundeten durch schnelle Beförderung verkürzt und die wackeren Krieger erfreut durch unmittelbare Zuführung von Liebesgaben?“ Also drum! dachte ich, das Wildschwein ist uns zum Wohltäter geworden, drum rufen wir jetzt „Hosianna“, wo wir früher „Kreuziget!“ schrien. So schnell konnte ich mich nicht be-kehren. „Doch die Autos dienen Freund und Feind“, widersprach ich, „sie sind zum Beispiel von unseren Fein-

9\*

den vor dem Krieg fleißig im Spionagedienst gebraucht worden, und dann denken Sie doch mal zurück an die Autos mit Damen und Gold!" Wieder sauste ein luftverpestendes Ungetüm an uns vorüber. „Den anderen hat es nichts zu ihrem Ziel genutzt“, sprach Helene noch aus der Wolke heraus mit leuchtenden Augen, „aber wenn wir siegen, ist es natürlich, daß wir ein dankbares Herz bewahren für alles, was uns zum Sieg verholfen hat. Es ist damit ähnlich, wie mit den Steuern“, fuhr die holde Philosophin fort, „alle Völker zahlen Steuern, aber wir haben damit in höchster Not unsere Rettung erreicht. Sie wissen, wie mein Vater oft geschimpft und auf den Tisch geschlagen hat, wenn auf Steuern die Rede kam. Und heute? Er singt dem Staat Lob und Preis, weil dieser Opfer verlangte und damit rechtzeitig für unsere vorzügliche Rüstung sorgte.“ „Dann sind durch den Krieg ja die Herzen umgedreht worden“, staunte ich, „aber ob sie sich nicht wieder zurückdrehen? Ob nach dem Krieg Automobilstaub und Steuern nicht wieder verwünscht werden, wie einst?“ „So sicher uns die Erinnerung an den Krieg bleibt“, antwortete sie milde, „so sicher bleibt unsere Dankbarkeit gegenüber allem, was zu Deutschlands Sieg beitrug, auch wenn gewisse Dinge unseren persönlichen selbstischen Wünschen im Wege sind.“ „So wird sich also neben der früheren nörgelnden Friedensseele eine opferfreudige Kriegseele bilden? Sogar in der Brust der zarten Weiblichkeit?“ „Bei dieser erst recht, weil sie bisher den allgemeinen Dingen ganz gleichgültig gegenüberstand. Der Krieg hat uns aufgerüttelt. Wieviele Frauen und Mädchen durchlebte zum erstenmal das Gefühl der Zusammengehörigkeit mit ihrem Volke! Die Wohlfahrt des Volkes wird uns nach dem Kriege mehr am Herzen liegen, als früher, und auf vielen Gebieten der Frau wird ihrer nach dem Kriege ein weites Arbeitsfeld harren.“ „Dann würden also auch Sie sagen: Zwei Seelen wohnen, ach, in meiner Brust: eine selbstsüchtige und eine soziale Seele.“ „Das Goethesche Ach! laß ich fort. Es wird nur eine

Seele fein, aber mit zwei Flügeln, die uns aus der alten Engherzigkeit und Beschränktheit hinaustragen.“

So sprach meine schöne, gute Helene voll Begeisterung. Was wollte ich machen gegenüber der Prophezeiung aus so holdem Munde? Man weiß doch, daß schon die alten Germanen der besseren Hälfte des Menschengeschlechts ein besonderes Ahnungsvermögen zuschrieben. Und schließlich, ob Helenes Seele einen oder zwei Flügel hat, was liegt mir daran, wenn sie einst meinem Rufe folgt und mir zufliegt!

# N a c h w o r t

## Nach dem Gewitter

Eine junge Dame kommt mir auf der Straße entgegen und fragt mich nach dem Weg. Sie trägt eine Art Sportmütze auf ihrem Blondhaar, eine Ledertasche hängt gewichtig an ihrer Seite; sie ist Kassiererin des Elektrizitätswerks, also eine neue Gattung von Blitzmädeln. — Auf der elektrischen Straßenbahn turnt eine holde Schaffnerin durch den Wagen; gerade kein für das weibliche Geschlecht besonders geeigneter Beruf, aber sie knipst die Fahrscheine so gut, wie der stärkste Mann. Auf der Post wird man am Schalter nach der üblichen Wartezeit von einem weiblichen Assistenten abgefertigt, auf den städtischen Ämtern wimmelt es von jungen Damen, in den Zeitungsanzeigen sehen wir, daß gegenwärtig Kontoristinnen zu den begehrtesten Persönlichkeiten gehören, und der Überfluß des Lehrerinnenmarktes ist schnell in Amt und Würden abgelenkt worden. Es sieht aus, als ob plötzlich das weibliche Geschlecht das Ziel erreicht hätte, auf allen möglichen männlichen Arbeitsgebieten willkommen geheißen zu werden, aber die jungen Damen wissen selbst, daß ihre Posten nur Durchgangsposten sind, die sie räumen müssen, wenn deren ursprüngliche Inhaber aus dem Felde zurückkehren, sie finden es recht und billig, daß die leichten Stellen, die sie vorübergehend bekleiden, demnächst invaliden Kriegern zufallen.

\* \* \*

So fremd und abstoßend das Rasen der Kriegsbestie der Geistesart der Frauen erschien, sind diese nicht davor zurüdgebebt, und wenn ihre Herzen erzitterten, klammer-ten sie sich fest an der Überzeugung, daß kein zeitliches Opfer zu teuer sei, um das Ewige, das deutsche Vaterland, gegen den tödtlichen Erdrosselungsplan seiner Feinde zu schützen. Während ihre Söhne, Gatten, Brüder draußen gegen die leiblichen Feinde fochten, kämpften sie heldenmütig den seelischen Kampf gegen Sorgen und Schmerzen, die nicht minder schrecklichen Feinde; sie haben in opfermütigem Dulden, in Samariterarbeit und dienender Liebe sich als stille, treue Helferinnen des Vaterlandes gezeigt. Man wird die Frauen bei Festen und Banketten dafür preisen als die Sterne und Schutzengel Deutschlands, sie dürfen neue Fahnenbänder sticken und die Brüste neuer Helden mit Rotillonorden zieren, sie dürfen gefühlsmäßig Anteil nehmen an Wohl und Wehe des Vaterlandes; aber sonst ist ihre Verbindung mit dem Staat unterbrochen, ihnen stehen vorläufig keine politischen Rechte zu im Deutschen Reich, denn dieses ist ein Männerstaat, obwohl in Zukunft sicher weit mehr, als die Hälfte seiner Angehörigen Frauen sein werden.

\* \* \*

Schließlich können auch die in der Mehrzahl befindlichen Frauen, denen an Beruf oder Stimmrecht bei Reichstagswahlen gar nichts gelegen ist, und die im Genügen einer treuen Ehe ihr Lebensideal sehen, nicht zufrieden sein, denn, ach, wieviele Gattinnen tragen den Witwen-schleier, und aus den Kreisen der Unverheirateten tönt die leise Klage: Es gibt ja keine Männer mehr! Ein großer Teil einer Generation ging für den häuslichen Herd verloren, denn das Vaterland bedurfte ihrer und hat gewichtigere Ansprüche.

\* \* \*

Der Friede kommt nicht, wie ein Laufbursche der Firma Glück & Kompagnie, um nach unseren Wünschen zu fragen und dann alles Begehrte schleunigst in unser Haus zu bringen; der Friede kommt nicht, wie ein Lustspielonkel, um auf alle Köpfe segnend seine Hand zu legen, und dennoch empfinden besonders die Frauen den Frieden, wie der Kranke seine Genesung, und auch diejenigen, welche keinen heimkehrenden Sieger ans Herz drücken können, vielleicht weil schon draußen die Erde ihn an ihr kühles Herz genommen, auch sie, für die der Friede zu spät kommt, würden gern nach Hüons Zauberhorn greifen, um die Glücksempfindung ihres Herzens bei der Friedensnachricht in die Welt zu jubeln. Der Friede ist menschenfreundlicher, menschenwürdiger, als der Krieg; wie Kreuzigung und Ostertag stehen sie hart nebeneinander und sich gegenüber, und Glück wird der Friede in viele Einzelleben tragen, viele Einzelhoffnungen erfüllen.

In Karl von Suckows Kriezerinnerungen von 1813 „Aus meinem Soldatenleben“ findet sich folgende Geschichte: Ein Hauptmann schleppte sich mit Suckow aus Rußland fort, hungerte mit ihm, hörte jedoch unter allen Leiden nicht auf zu rühmen, was für trefflichen Zwiebelkuchen seine Frau machen könne; es sei sein Leibessen, und wenn er nach Hause komme, müsse das erste sein, daß die Leure ihm einen Zwiebelkuchen bereite.

Wohl nicht nur in jedem Soldatenherzen draußen im Felde lebt ein solcher Traum vom Zwiebelkuchen, sondern auch in Millionen Frauenherzen knüpft sich ein solcher Idealtraum an den Frieden, doch wir wollen nicht von den Einzelhoffnungen sprechen, nicht von den Zwiebelkuchen, sondern von den Wandlungen, die der Friede der Allgemeinheit bringen dürfte.

Wir haben den blutigen Krieg mit freudiger Begeisterung gekämpft, nicht um irgendeines Vorteils willen, sondern weil wir Deutschen entschlossen waren, uns allen Gewalten zum Trotz zu erhalten. Auch den Frauen, die

opfernd die große Zeit durchlebten, wird die Erinnerung daran der größte Besitz ihres späteren Lebens bleiben.

Die Zeit vor dem Kriege war reicher, aber die Menschen waren ärmer, die Kriegszeit war eine arme Zeit, aber die Menschen sind reicher geworden, reicher an den wirklichen, den inneren Werten, reicher an Kraft und Güte.

Das gewaltige Unwetter des Krieges fegte über unsere Gemüter hin wie ein Frühlingssturm, hinwegraffend, was faul und brüchig war in unserem Geistesleben, und auferweckend, was an hohen und edlen Gedanken und Gefühlen in der deutschen Seele ruhte.

So wie nun in der schweren, trüben Zeit des Krieges die alten deutschen Tugenden der Vaterlandsliebe, der Frömmigkeit, der Opferwilligkeit in ungeahnter Kraft aufschossen, so hoffen wir, daß auch die alten Friedentugenden der Deutschen wieder frisch hervorsprossen werden, nachdem der Kriegsturm ausgetobt und den gesunden Stamm vom faulen Laub gesäubert hat.

Auch das Geistesleben der Frauen war umschlingelt von allerlei Wuchergewächsen. Seinen reinen Spiegel trübte das Streben nach äußerem Wohlleben, die Sucht, fremde Sitten nachzuahmen, das ganze Trachten nach äußerem Schein. Unter den wallenden Federn, dem lachenden Schmuck verkümmerte das Herz. Ich will nicht die Federn, die Diamanten verdammern, ich beklage nur, daß mit der Überschätzung jener Güter, die Rost und Motten fressen, eine Unterschätzung aller wahren Werte des Lebens einherging. Wir brauchen nur daran zu denken, welchen Einfluß das Trachten nach dem blendenden Schein auf die Ehe übte, wie schon der Zutritt zu dieser Daseinsform, die für das Weib im allgemeinen die begehrenswerteste scheint, erschwert, wie schon die Schwelle zu diesem Tempel des Glücks und der Zufriedenheit durch die Wuchergewächse übertriebener Ansprüche an rein äußerlichen Aufwand überwachsen wurde. Ein gute Ehe ist kein Idealtraum, sie läßt sich bauen auf der Grundlage der Liebe, gleichen Empfindens und Denkens; aber anstatt nach dieser

Grundlage frug man vor dem Kriege in erster Linie nach Geld und Gut, man suchte nicht die gute Ehe, sondern die gute Partie, und in der Ehe suchte man nicht den Himmel auf Erden, sondern ein bequemes, vergnügtes, beneidetes Leben. Wir wollen uns hier nicht mit einer längeren Kritik aufhalten, denn jeder weiß, wie viele faule Stellen die bezüglich der Ehe herrschende Gesellschaftsmoral hat. In den Schrecken des Krieges ist bei uns die Sittlichkeit neu erwacht, und es wäre eine herrliche Friedensaufgabe, dieser verächtlichen Gesellschaftsmoral in gleicher Weise zu Leibe zu rücken, wie es während des Krieges gegenüber dem Fremdwörterunfug und den herausfordernden Toiletten geschah, es wäre eine herrliche Friedensaufgabe, in Deutschland das sittliche Ideal der Ehe zu lebensvoller Gestaltung zu bringen. Damit wäre zugleich dem Vaterlande am besten gedient, denn die Gesundheit des Familienlebens sichert die Gesundheit des gesamten nationalen Lebens.

\* \* \*

Der Mann hat zunächst die Pflicht, den Bestand und das Gedeihen seines eigenen Heims zu sichern, Aufgabe der Frau ist, dieses mit Ordnung, Behagen und Freundlichkeit zu durchdringen. Damit ist aber beider Pflicht nicht erschöpft. Der Mann muß, wenn es not tut, vor den Toren des Landes seine Brust den Feinden entgegenwerfen, ja sein eigenes Heim dem Verderben überlassen, um die höhere Pflicht der Landesverteidigung zu erfüllen. So ist auch die Pflicht der Frau nicht auf das Innere ihres Hauses beschränkt, vielmehr, wie sie hier der Balsam ist für alle Wunden, der Sonnenschein für alle Keime, der Wohlklang, in dem alle Missethäter sich lösen, so soll sie alles dies erst recht außerhalb ihres Heims sein, wo die Not größer ist, die Missethäter schreiender sind, wo viel mehr Keime nach Licht lechzen. Wenn die Frau von Natur ein starkes Gefühl für Bedürftigkeit jeder Art besitzt, so hat

die harte Schule des Krieges viel dazu beigetragen, ihr die Erkenntnis ihrer sozialen Aufgaben zum Bewußtsein zu bringen, die Frau hat sich in einen organisierten Liebesdienst eingefügt und erkannt, wie die Kraft des Menschen in dem bewußten Zusammenwirken vieler beruht, und wie verächtlich gegenüber idealen Aufgaben die Unterschiede sind, die ein kleinlicher Klassenhochmut zwischen ihr und ihren Schwestern, zwischen den Kindern desselben Blutes aufrichtete.

Die Tugenden der Vaterlandsliebe, Opferwilligkeit, sozialer Befinnung in der Frau, ihre Betätigung als Mutter, Erzieherin, Pflegerin, als guter Engel und bester Kamerad des Mannes, so wie sie während der Kriegszeit aus unserer Frauenwelt hervorleuchteten, haben wir in diesen schlichten Erzählungen, dieser Bildergalerie des Frauenlebens während des blutigen Völkerringens, festhalten wollen. Die Galerie ist nicht vollständig, denn wer könnte den ganzen Frühling malen? Auch an den einzelnen Bildern ist sicher vieles zu tadeln; jedenfalls haben wir uns bemüht, die herrschende Stimmung soviel wie möglich dem Leben abzulauschen. Wenn aber jemand tadeln wollte, daß der furchtbare Ernst des Krieges zu schwach hervortrete, daß wir sogar der heiteren Rehrseite von Krieg und Schlacht Raum gaben, dem möchten wir entgegen, daß diese Darstellung mit der herrschenden Stimmung in Einklang steht, denn diese war im allgemeinen frei von trüber Furcht, von bleichem Kummer und finsterner Verzweiflung. Auch durch die Frauenwelt ging trotz aller Opfer ein Strom stiller, herzlicher Heiterkeit, dem Bewußtsein entspringend, daß die Opfer eine Pflicht waren, und kein Opfer zu schwer sein darf für die Erhaltung unseres Vaterlandes.

Wenn nun auch der Friede nicht mit Geberhänden, sondern ebenso wie der Krieg mit der gebietenden Geste der sittlichen Forderung an uns und auch, an die Frauen herantritt, so wollen wir darum gewiß nicht klagen. Ein Volk, das mit solch entschlossenem Ernst, solch heldenhafter

Größe seine Feinde niederrang, wird die Kraft haben, auf der Grundlage einer idealen Gesinnung sein Leben aufzubauen, und auf diesem Boden wird das Glück des Volkes gedeihen.

Aus der Pandorabüchse des Krieges fiel nebenher gute Saat. Unsichtbar wird sie sprießen und reifen auf der Gedankenflur, und unsere Feinde werden noch einmal geschlagen sein, wenn das goldene Korn im Sonnenlicht wogt.

---

# Inhaltsangabe

|   | Seite |
|---|-------|
| Vorspruch . . . . .                           | 5     |
| Aus ihrem Kriegstagebuch . . . . .            | 13    |
| Souviens toi! (Erinnere dich!) . . . . .      | 20    |
| Der zweite Hindenburg . . . . .               | 43    |
| Industria . . . . .                           | 49    |
| Heilige Einfalt . . . . .                     | 68    |
| Der Ruf aus Tsingtau . . . . .                | 74    |
| Unentbehrlich . . . . .                       | 81    |
| Gott strafe England! . . . . .                | 87    |
| Drei Opferwillige . . . . .                   | 96    |
| Drei Trösterinnen bei einem Schwerverwundeten | 97    |
| Der Barbar . . . . .                          | 98    |
| Zwischen den Schlachten . . . . .             | 105   |
| Im Kaffeekränzchen . . . . .                  | 115   |
| Im Speckkammerchen . . . . .                  | 116   |
| Kloß und Keil . . . . .                       | 117   |
| Die Gewissenswunde . . . . .                  | 118   |
| Es geht ihm gut . . . . .                     | 124   |
| Die neue Seele . . . . .                      | 129   |
| Nachwort. Nach dem Gewitter . . . . .         | 132   |

---

4 15. 10338



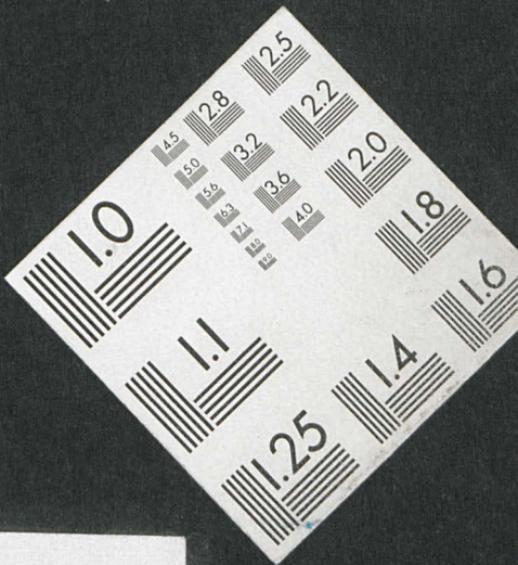
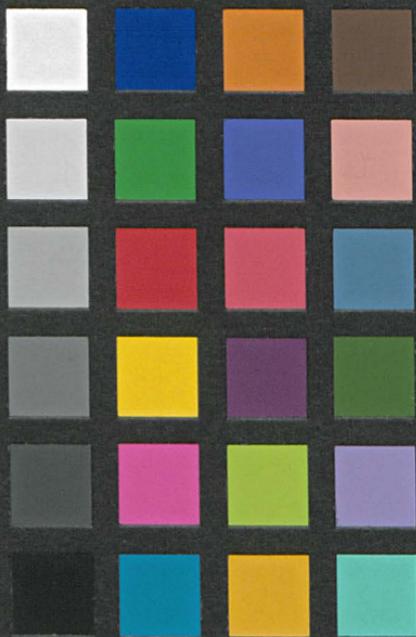


17915.4026

# Frauenleben im Weltkriege

Von

Mirel von Züchen



Staatsbibliothek  
zu Berlin  
Preußischer Kulturbesitz